www.dji.de

Nr. 120



Das Forschungsmagazin des Deutschen Jugendinstituts 2/18

Coming-out mit Hürden
Acht von zehn Jugendlichen erleben Diskriminierung **S. 13**

Queere Freizeit
Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt bleibt oft unberücksichtigt **S. 20**

Mobbing an Berufsschulen
Studie liefert Hinweise für Möglichkeiten der Prävention **S. 31**

Jung und queer

Über die Lebenssituation von Jugendlichen, die lesbisch, schwul, bisexuell, trans* oder queer sind

DJI impulse

// INHALT 2·2018



DJI THEMA

Nora Gaupp

04 **Jugend zwischen Individualität und gesellschaftlichen Erwartungen**

Die Akzeptanz von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Menschen hat zugenommen. Dennoch machen Normvorstellungen das Erwachsenwerden kompliziert.

Tobias Boll

10 **Auf dem Weg zur queeren Lebensphase**

Gesellschaftlich nimmt die Relevanz von Geschlecht und sexueller Orientierung ab. Wenngleich sich dieser Bedeutungsverlust erst langsam abzeichnet, hat er Konsequenzen für das Coming-out in der Jugend.

Kerstin Oldemeier

13 **Coming-out mit Hürden**

Ihre Angst vor Ablehnung ist nicht immer begründet, doch für viele LSBT*Q Jugendliche gehören Diskriminierungen nach wie vor zum Alltag. Wie sie besser unterstützt werden können.

Interview mit Lising Pagenstecher

18 **»Meine Mutter riet mir zu einer Psychoanalyse«**

Warum die Soziologin erst mit Ende 30 lernte, sich als frauenliebende Frau zu akzeptieren und zu ihrer sexuellen Orientierung zu stehen.

Claudia Krell, George Austin-Cliff

20 **Queere Freizeit**

Eine DJI-Studie zeigt, dass in Sport- und Freizeitangeboten die sexuelle und geschlechtliche Vielfalt noch zu selten berücksichtigt wird.

Ulrich Klocke, Ska Salden, Meike Watzlawik

26 **Vielfalt in der Schule fördern**

Wie Lehrkräfte dazu bewegt werden können, sexuelle und geschlechtliche Vielfalt sichtbar zu machen und konsequent gegen Diskriminierung einzuschreiten.

DJI SPEKTRUM

30 **Eltern streben nach mehr Familienzeit**

Die DJI-Wissenschaftlerinnen Sabine Walper und Shih-cheng Lien erforschen die Zeitverwendung in Familien. Ihre Studie weist auf ein neues Verständnis von Partnerschaft und Aufgabenteilung hin.

31 **Mobbing an Berufsschulen**

DJI-Wissenschaftlerin und Buchautorin Tatjana Mögling erklärt, warum Lehrkräfte oft nichts bemerken und wie Schulen vorbeugen können.

33 **Kindesmissbrauch in der Familie – und die Folgen für Geschwister**

Eine Studie von DJI-Wissenschaftlerin Susanne Witte weist auf ein erhöhtes Risiko für Geschwister hin, ebenfalls Opfer zu werden.

DJI KOMPAKT

34 Mitteilungen aus dem Deutschen Jugendinstitut

35 **Impressum**

Liebe Leserinnen und Leser,

wie geht eine Gesellschaft mit Menschen um, deren sexuelle Orientierung nicht den Vorstellungen der Mehrheit entspricht? Diese Frage wird heute anders beantwortet als früher. Bis 1969 wurden männliche Homosexuelle in Westdeutschland strafrechtlich verfolgt. Erst mit der 68er-Bewegung setzte eine Liberalisierung des Paragrafen 175 ein: Sexuelle Handlungen zwischen Männern über 21 Jahre waren nun keine Straftat mehr, 1973 wurde das Alter auf 18 Jahre herabgesetzt. Vollständig aus dem Strafgesetzbuch gestrichen wurde der Paragraf 175 erst nach der deutschen Einheit im Jahr 1994 – deutlich nach der entsprechenden Änderung des DDR-Strafrechts. Die Nationalsozialisten hatten den aus dem Kaiserreich stammenden Paragrafen deutlich verschärft, mit der Folge, dass zahlreiche Homosexuelle verfolgt, in Konzentrationslager inhaftiert oder sogar ermordert wurden.

Seit den 1990er Jahren hat die Akzeptanz von Homosexualität erheblich zugenommen, was auch damit zusammenhängt, dass sich immer mehr Politiker_innen und andere bekannte Personen des öffentlichen Lebens als lesbisch oder schwul geoutet haben. Die wenigen Fußballer, die es diesen gleichgetan haben, wagten das hingegen erst nach Beendigung ihrer Karriere, was zeigt, dass längst nicht alle gesellschaftlichen Sphären gleichermaßen tolerant sind. Auch traut sich nicht jede_r in Deutschland eine gleichgeschlechtliche Orientierung offen zu zeigen, solange unklar ist, wie die Reaktionen darauf sind. Anfeindungen sind jedenfalls längst nicht verschwunden, wie dieses Heft zeigt. Daran hat auch eine zunehmende Vielfalt von Lebensformen nichts geändert.

Ein Thema, bei dem derzeit verstärkt um rechtliche und gesellschaftliche Deutungen gerungen wird, betrifft geschlechtliche Identitäten, die sich nicht in dem bisherigen Schema »entweder Mann oder Frau« einordnen lassen. Nachdem das Bundesverfassungsgericht der Politik Ende 2017 eine Ergänzung des Personenstandsregisters um eine dritte Kategorie aufgegeben hat, verabschiedete das Bundeskabinett im August 2018 einen Gesetzesentwurf, der die zusätzliche Geschlechtsoption »divers« vorsieht. Ungeklärt sind jedoch noch viele Fragen der Umsetzung.

Auch der Leistungssport steht vor der Frage, welche medizinischen Parameter künftig geeignet sind, um Athlet_innen als »männlich« oder »weiblich« zu klassifizieren. Dabei sind die internationalen Sport-Funktionär_innen sicherlich vorsichtiger als das deutsche Bundesverfassungsgericht: Eine dritte Geschlechtskategorie wird im weltweit organisierten Sport wohl erst in etlichen Jahren kommen, weil viele Staaten diese bislang weder akzeptieren noch tolerieren – und es wohl auch zur Folge hätte, dass eigene Wettbewerbe für eine dritte Gruppe ausgerichtet werden müssten.

Unübersehbar ist, dass dieser neue Diskurs Verunsicherungen und Konflikte auslöst. Dass es mehr Varianten geschlechtlicher Identität gibt als die von Mann und Frau, irritiert manche Menschen. Umso wichtiger erscheint es uns, dem Thema »Queere Jugend« ein eigenes Heft zu widmen. Auf Basis sozialwissenschaftlicher Studien soll diskutiert werden, was beispielsweise junge lesbische, schwule, bisexuelle, trans* und queere Menschen erleben, wenn sie ihre sexuelle Orientierung und/oder geschlechtliche Identität in ihrem Freundeskreis, in der Schule oder in der Ausbildung offenlegen: Welche Belastungen entstehen dann, welche Bewältigungsstrategien helfen? Wie gelingt Aufklärung – und was lässt sich gegen Diskriminierung unternehmen? Das Ringen um Akzeptanz muss genau dort fortgeführt werden, wo sich Konflikte und Schwierigkeiten zeigen. ×



THOMAS RAUSCHENBACH

Eine interessante Lektüre wünscht Ihnen
Thomas Rauschenbach,
Direktor des Deutschen Jugendinstituts

Jugend zwischen Individualität und gesellschaftlichen Erwartungen

Die Akzeptanz von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Menschen hat zugenommen. Dennoch machen Normvorstellungen über Geschlecht und sexuelle Orientierung das Erwachsenwerden kompliziert. Über die Ambivalenz der modernen Gesellschaft.

Von Nora Gaupp



Mit der Pluralisierung von Lebensformen und -stilen in vielen westlichen Gesellschaften sind steigende Freiheitsgrade verbunden. Menschen haben zunehmend mehr Möglichkeiten, ihr Leben den eigenen Vorstellungen entsprechend zu gestalten. Die persönliche Verantwortung für den eigenen Lebensentwurf nimmt zu, die »Normalbiografie« wird zur »Wahlbiografie« oder »Bastelbiografie« (Beck/Beck-Gernsheim 1993). Metaphern wie das »unternehmerische Selbst« (Bröckling 2007) oder das »Planungsbüro der eigenen Biografie« (Rudd/Evans 1998) benennen diese Anforderung, mehr und mehr Entscheidungen für das eigene Leben treffen zu müssen.

Für Jugendliche ist die gesellschaftliche Pluralisierung in besonderer Weise relevant. Denn die Jugendphase ist durch Prozesse der Exploration und des Ausprobierens, der Identi-

Ausgewählte Inhalte aus DJI Impulse
www.dji.de/queere_jugend

tätsfindung, der Entwicklung eigener Werte und des Entwurfs eines eigenen Lebensstils gekennzeichnet. So leben Jugendliche in unterschiedlichen Jugendkulturen, hören die dazugehörige Musik, kleiden sich entsprechend und pflegen kulturelle Praxen. Jugendliche bezeichnen sich selbst als gläubig oder areligiös. Die Zugehörigkeit zu ungleichen sozialen Bevölkerungsschichten prägt ihren Alltag, bahnt bestimmte Freundschaftsbeziehungen und macht den Besuch bestimmter Schulformen mehr oder weniger wahrscheinlich. Eine Herkunftsfamilie mit Wurzeln in einem anderen Land eröffnet subjektive Zugehörigkeiten von Jugendlichen zu ihrem Herkunftsland, zur Aufnahmegesellschaft oder zu einer Identität als Bürger_in Europas. Das Aufwachsen mit oder ohne eine Behinderung macht für Alltag und Freizeit von Jugendlichen einen wesentlichen Unterschied. Auch die sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität bestimmen Zugehörigkeiten von jungen Menschen (Gaupp 2017).

Die Kategorie Geschlecht ist allgegenwärtig

Diesen Pluralisierungstendenzen widersprüchlich oder zumindest ambivalent gegenüber stehen gesellschaftlich hochwirksame Normalitätsvorstellungen, bei denen sich Menschen mit einer Vielzahl hieraus resultierender Normalitätsanforderungen konfrontiert sehen. Beispielsweise gelten, bezogen auf

Was bedeutet eigentlich LSBT*Q? Eine Leseanleitung der Redaktion

LSBT*Q steht in dieser Impulse-Ausgabe als Abkürzung für lesbisch, schwul, bisexuell, transgeschlechtlich und queer. Es gibt etliche andere Varianten dieses Akronyms – im englischsprachigen Raum wird LGBT für lesbian, gay, bisexual and transgender verwendet. Häufig werden noch Buchstaben hinzugefügt, etwa Q wie queer (oder questioning) oder I für intergeschlechtlich. Diese Abkürzungen stehen auch in der Kritik. Vor allem Personen, die sich in ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit zwischen den etablierten zweigeschlechtlichen Kategorien (lesbisch oder schwul bzw. Trans-Frau oder Trans-Mann) verorten, finden sich in den Buchstaben LSBT nicht gut repräsentiert und wollen häufig nicht auf einen dieser Buchstaben festgelegt werden. Um der von ihnen gewünschten Offenheit ihrer Zugehörigkeiten gerecht zu werden, wird darum ein Sternchen angehängt: LSBT*. Auch gegen diese Ergänzung gibt es aber Argumente: Wenn aus Sorge, jemand könnte von der Definition ausgeschlossen werden, entweder nur noch ein möglichst vollständiges Akronym (z. B. LSBTTIQQAA*) oder »queer« als eine Art von Sammelbegriff für alle verwendet wird, ist es nicht mehr möglich, die spezifischen Lebenslagen der unterschiedlichen Gruppen zu erkennen und darauf bezogene politische Interessen zu formulieren. Bei der Beschäftigung mit dem Thema »Queere Jugend« ist es wichtig, diese Debatte über Begrifflichkeiten und Symbole zu kennen. Die unterschiedliche Definition von Gruppen spiegelt sich nicht zuletzt in den Stichproben der zitierten Studien.

Wie an vielen Orten wird auch am Deutschen Jugendinstitut darüber nachgedacht, wie eine gute Lösung für eine gendersensible Schreibweise aussehen kann. Dabei gilt es, gleichermaßen sprachliche Kriterien (wie grammatikalische Korrektheit oder Lesefreundlichkeit) und inhaltliche Kriterien (wie Offenheit für die Vielfalt sexueller und geschlechtlicher Zugehörigkeiten) zu erfüllen.

Anders als sonst verwenden wir in dem aktuellen Heft den sogenannten Gender_Gap. Diese Schreibweise bringt die im Zusammenhang mit der Thematik notwendige Offenheit zum Ausdruck: Der durch den Unterstrich entstehende Zwischenraum lässt Platz für Selbstdefinitionen jenseits der beiden Optionen Frau und Mann.

Die Verwendung des Gender_Gap ist eine von mehreren möglichen Schreibweisen und scheint uns in dieser Ausgabe ein guter Kompromiss zu sein. DJI Impulse

die eigene Körperlichkeit, insbesondere für junge Menschen ein »richtiges« Styling, Schlankheit und körperliche Fitness als erstrebenswerte Ziele. Mediale Inszenierungen (wie Castingshows) vermitteln einheitliche Schönheitsideale, und auf der Videoplattform YouTube finden sich unzählige Tutorials zu Wegen, diese Ideale zu erreichen (Schulz 2015). Auch bezogen auf Bildung existieren starke gesellschaftliche Vorstellungen von erwünschten Bildungsverläufen und »erfolgreicher Bildung«. Besonders stark sind solche gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen, wenn es um die sexuelle Orientierung und geschlechtliche Zugehörigkeit von Menschen geht.

Heterosexualität und die zwei Geschlechterkategorien weiblich und männlich gelten unhinterfragt als Prämisse. Im Kontext dieser heteronormativen Vorstellungen (siehe Glossar S. 9) nimmt die geschlechtliche Zugehörigkeit noch mal eine besondere Stellung ein. Menschen müssen sich im Sport Frauen- und Männerteams zuordnen, bei der Benutzung von Toiletten müssen sie sich ebenfalls zwischen diesen beiden Optionen entscheiden, Formulare enthalten zum Geschlecht in aller Regel nur die beiden Felder »weiblich« und »männlich«, Vorstellungen von Familie sind noch immer mit der Trias Vater, Mutter, Kind assoziiert, Kleidung und Konsum sortieren sich in eine rosa und eine blaue Welt.

Der LSBT*Q Anteil in der Bevölkerung ist schwer zu bestimmen

Die Kategorie Geschlecht hat damit eine Allgegenwärtigkeit, wie sie anderen Normalitätsvorstellungen nicht zuzuschreiben ist. Allerdings zeigen sich gerade in jüngerer Zeit auch gegenläufige Entwicklungen hin zu einem weniger starren Umgang mit der Kategorie Geschlecht. So stehen beispielsweise in sozialen Netzwerken wie Facebook 60 Möglichkeiten zur Verfügung, um das eigene Geschlecht zu benennen. Nicht wenige junge Menschen definieren sich in dieser Vielfalt sexueller Orientierungen und geschlechtlicher Zugehörigkeiten. In einer europäischen Erhebung aus dem Jahr 2016 (Dalia Research) identifizieren sich 11 Prozent der befragten 14- bis 29-Jährigen in Deutschland als lesbisch, schwul, bisexuell oder trans* (siehe Infobox S. 5). Zu ähnlichen Ergebnissen, bezogen auf die sexuelle Orientierung,

Er, sie, wer?: Das dritte Geschlecht und mögliche Konsequenzen

Das Bundesverfassungsgericht hat im November 2017 ein drittes Geschlecht für den Eintrag im Geburtenregister gefordert. Intergeschlechtlichen Menschen soll damit ermöglicht werden, ihre geschlechtliche Identität »positiv« eintragen zu lassen. Zur Begründung verwiesen die Karlsruher Richter_innen auf das im Grundgesetz geschützte Persönlichkeitsrecht.

Bislang werden Neugeborene von Standesbeamt_innen entweder als weiblich oder als männlich ins Geburtenregister eingetragen. Seit 2013 darf dieser Eintrag auch offen bleiben. Schon das sahen viele als Fortschritt an. Doch diese Leerstelle genügt dem Bundesverfassungsgericht nicht: Es verlangt, dass ein drittes Geschlecht positiv, also mit einem eigenen Begriff, einzutragen ist. Die Nichtanerkennung des intersexuellen Geschlechts, so sagen die höchsten Richter_innen, stelle eine Diskriminierung dieser Menschen dar.

Das Bundeskabinett hat daraufhin im August 2018 einen Gesetzesentwurf verabschiedet, der als drittes Geschlecht neben »weiblich« und »männlich« »divers« vorsieht. Die Konsequenzen daraus, beispielsweise in der Rechtsordnung oder im Sprachgebrauch, werden sich erst allmählich zeigen. So dürfte die gängige Anrede »Sehr geehrte Damen und Herren« künftig eigentlich keine ausreichende Begrüßung mehr sein. Wenn es ein drittes Geschlecht gibt, wird man sich ganz neue Formen überlegen müssen.

Anders als in Deutschland gibt es beispielsweise in Schweden bereits ein drittes Geschlecht. Im allgemeinen Sprachgebrauch kann dort seit Langem das Pronomen »hen« verwendet werden, wenn das Geschlecht nicht relevant oder unbekannt ist. Im Jahr 2015 wurde »hen« auch in das Wörterbuch der Schwedischen Akademie aufgenommen. Das Wort ergänzt damit die anderen schwedischen Personalpronomen der dritten Person »han« (sie) und »hon« (er) und bezieht sich ebenfalls auf ein Individuum – im Unterschied zum deutschen Indefinitpronomen »man« oder zum sächlichen Pronomen »es«.

Birgit Taffertshofer



Alina (22 Jahre) im Kontext des DJI-Forschungsprojekts »Coming-out – und dann…?!«:

»Ich würde es cool finden, wenn es halt keine Rolle spielen würde. Wenn es einfach alles gleich ist, so wie jetzt halt diese Heterosexualität sozusagen das ist, was jeder als Norm akzeptiert. Wenn einfach die Norm wäre: Jeder liebt einfach den Menschen, den er liebt, unabhängig davon, welches Geschlecht der jetzt hat.«

kommt eine Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Unter den 21- bis 25-Jährigen geben 3 Prozent der jungen Frauen und 5 Prozent der jungen Männer an, gleichgeschlechtlich orientiert zu sein, 6 Prozent bzw. 2 Prozent beschreiben eine bisexuelle Orientierung (Bode/Heßling 2015).

Diese Daten können allerdings nur als grobe Orientierung dienen. Wie groß die Bevölkerungsgruppe der LSBT*Q Menschen (siehe Infobox S. 5) tatsächlich ist, lässt sich schwer sagen. Dies liegt zum einen an einer teils wenig differenzierten Datenlage, zum anderen daran, dass sich die Sichtbarkeit von queeren Lebenswelten über die Zeit verändert. Je liberaler eine Gesellschaft ist, desto eher geben Menschen in sozialwissenschaftlichen Umfragen an, lesbisch, schwul, bisexuell, trans* oder queer zu leben. Angesichts der Tatsache, dass sexuelle Handlungen zwischen Männern erst seit rund 20 Jahren keinen Straftatbestand mehr darstellen, verwundert dies nicht. Auch beschreiben sich eher Jugendliche und junge Erwachsene als ältere Menschen als LSBT*Q. So überrascht es nicht, dass in Dalia Research der Anteil der 30- bis 65-jährigen LSBT* Personen nur etwa halb so hoch liegt wie bei den 14- bis 29-Jährigen.

Erwachsen werden jenseits heteronormativer Vorstellungen

Alle Jugendlichen leben in einem Spannungsverhältnis zwischen Normierungsanforderungen und der Aufforderung zur Individualität: Sie müssen sich mit gesellschaftlichen Erwartungen arrangieren und gleichzeitig ihren eigenen Weg des Erwachsenwerdens beschreiten. LSBT*Q Jugendliche stehen dabei mit ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit noch vor zusätzlichen Herausforderungen, die heterosexuelle, cisgeschlechtliche Jugendliche (siehe Glossar S. 9) in dieser Form nicht zu bewältigen haben. Im Prozess des inneren Coming-outs (siehe Glossar S. 9) müssen sie sich ihrer eigenen sexuellen Orientierung und geschlechtlichen Identität bewusst und sicher werden. Sie müssen sich mit Fragen auseinandersetzen wie: »Fühle ich mich zu Jugendlichen des gleichen oder des anderen Geschlechts hingezogen oder zu beiden? Kann es sein, dass ich mich als Mädchen fühle, obwohl ich bisher als Junge groß geworden bin oder umgekehrt? Kann und will ich mein Geschlecht überhaupt als eindeutig weiblich oder männlich benennen?«

Wollen LSBT*Q Jugendliche ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Zugehörigkeit offen leben, bedarf es dazu eines äußeren Coming-outs gegenüber Freund_innen, Eltern, Geschwistern und anderen Familienmitgliedern. Bei der Suche nach einem_r Partner_in müssen LSBT*Q Jugendliche oft eigene Orte und Strategien jenseits der üblichen Wege des Kennenlernens finden. Diskriminierung sowie Homo-, Bi- und Trans*-Feindlichkeit können im Alltag zu belastenden Situationen führen und die Jugendlichen müssen lernen, mit solchen Erlebnissen umzugehen. Generell gilt, dass lesbisch, schwul, bisexuell, trans* oder queer zu sein in unserer Gesellschaft noch immer nicht selbstverständlich ist. Denn (junge) Menschen müssen ihre Empfindungen erklären, wenn sich ihre sexuelle Orientierung nicht (nur) auf das andere Geschlecht richtet oder wenn ihre geschlechtliche Identität nicht mit dem ihnen bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmt.

Die Zahl der Forschungsprojekte zu queeren Jugendlichen steigt

Die Jugendforschung hat sich bislang kaum mit dem Thema sexuelle und geschlechtliche Vielfalt beschäftigt, wenngleich in jüngerer Zeit die Zahl an Forschungsprojekten steigt. Einen Forschungsstrang bilden dabei Arbeiten zu Haltungen in der Gesellschaft. So zeigt beispielsweise die Bravo-Studie aus dem Jahr 2009, dass damals nur ein Viertel der befragten 11- bis 17-Jährigen gleichgeschlechtliche Liebe als etwas »Normales« einschätzte (Bravo 2009). Eine Befragung der Antidiskriminierungsstelle des Bundes im Jahr 2017 zu Einstellungen gegenüber Lesben, Schwulen und Bisexuellen in Deutschland unter

Personen ab 16 Jahren zeigt bereits ein positiveres Bild: Vier Fünftel der Befragten lehnen die Aussage, Homosexualität sei »unnatürlich«, ab; das bedeutet aber auch, dass ein Fünftel dieser Aussage zustimmt. Heteronormative Vorstellungen sind damit in Teilen der Gesellschaft – bei jungen wie bei älteren Menschen – nach wie vor vorhanden.

Einen zweiten Forschungsstrang bilden Projekte zu eigenen – positiven wie negativen –Erfahrungen von LSBT*Q Jugendlichen. Das Deutsche Jugendinstitut (DJI) hat mit inzwischen drei Projekten dazu beigetragen, Forschungslücken zu schließen. Mit der Pilotstudie zu Lebenssituationen und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen und schwulen Jugendlichen in Deutschland (Krell 2013), dem Projekt »Coming-out – und dann ...?!« (siehe auch S. 13) sowie der Studie »Queere Freizeit« (siehe auch S. 20) liegen erstmals bundesweite Daten zu den Erfahrungen von LSBT*Q Jugendlichen in zentralen Kontexten ihres Alltags wie Familie, Gleichaltrige, Bildung, Freizeit und Sport vor. Die Ergebnisse zeigen die Vielschichtigkeit und Ambivalenz der Erfahrungen der Jugendlichen.

LSBT*Q Jugendliche in der beruflichen Bildung: Eine DJI-Studie über Diskriminierungserfahrungen

Welche Diskriminierungserfahrungen machen lesbische, schwule, bisexuelle, trans* und queere Jugendliche in der beruflichen Bildung? Von wem (Lehrkräfte, Ausbilder_innen, Mitschüler_innen, Mitauszubildende) gehen Diskriminierungshandlungen aus? Welche Folgen haben solche Erfahrungen für den Ausbildungsverlauf? Wie gehen die Jugendlichen mit solchen Erfahrungen um? Das sind die zentralen Fragen eines im Juli 2018 gestarteten Forschungsprojekts des Deutschen Jugendinstituts (DJI). Im Rahmen des Projekts sollen LSBT*Q Jugendliche im Alter von etwa 16 bis 24 Jahren zu ihren Erfahrungen im Umgang mit ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit in beruflichen Schulen und Ausbildungsbetrieben befragt werden. Insgesamt sind 16 qualitative Interviews geplant. Die Studie, die von der BGAG-Stiftung Walter Hesselbach finanziert wird, läuft voraussichtlich bis Juni 2020.

www.dji.de/LSBTQ-beruflichebildung

Sie reichen von Unterstützung im Freundeskreis über das Internet als zentrale Informationsquelle und Vernetzungsort, Ängsten im Vorfeld eines Coming-outs bis hin zu Diskriminierung und sozialer Exklusion durch Freund_innen oder Familienmitglieder. Ein gerade anlaufendes viertes DJI-Projekt untersucht die Situation von LSBT*Q Jugendlichen in der beruflichen Bildung (siehe Infobox auf dieser Seite).

Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt ist ein gesellschaftliches Thema

Bei der Perspektive der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung auf queere Jugendliche gilt eine wesentliche Prämisse: Queere Jugendliche sind zunächst und in erster Linie Jugendliche wie alle anderen auch. Sie sind mit alterstypischen Herausforderungen von Bildung und Qualifizierung, mit der Entwicklung eines eigenen Lebensstils und Schritten des Erwachsenwerdens befasst. Gleichzeitig leben sie aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität in einer besonderen Lebenssituation. Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt ist dabei nicht nur ein individuelles Thema der betreffenden Jugendlichen, sondern auch ein gesellschaftliches. Denn Fachkräfte in vielen pädagogischen Berufsbereichen (wie Schule, Jugendarbeit oder Beratung) arbeiten immer auch mit LSBT*Q Jugendlichen, nur ist dies oft nicht auf den ersten Blick offensichtlich bzw. den handelnden Personen nicht bewusst. Die sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Zugehörigkeit der Jugendlichen steht dort oft nicht im Vordergrund, dennoch ist sie als Teil der Identität und Lebenswelt der Jugendlichen von Bedeutung (siehe auch S. 26). In anderen Praxisfeldern richtet sich professionelles Handeln auf Phänomene, die unmittelbar mit LSBT*Q spezifischen Fragen zu tun haben. Pädagogische Fachkräfte arbeiten in der Coming-out-Beratung, Mediziner_innen beraten trans* Personen zu Fragen der medizinischen Transition, Beschäftigte in öffentlichen Stellen und Personalverwaltungen gehen mit Personenstandsinformationen um, Standesbeamt_innen schließen gleichgeschlechtliche Ehen.

Problematisch kann es für LSBT*Q Jugendliche werden, wenn Menschen ihr Handeln unhinterfragt an heteronormativen Vorstellungen ausrichten. Queere Jugendliche bleiben dann unverstanden und laufen Gefahr, ausgegrenzt zu werden. Wissen und Aufklärung sind daher wichtig, um queeren Jugendlichen ein Aufwachsen zu ermöglichen, indem ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Zugehörigkeit nicht zu einem Problem (gemacht) wird, sondern einen selbstverständlichen Aspekt ihres Alltags darstellt. Die Gesellschaft ist daher aufgefordert, sich in ihren Institutionen, rechtlichen Regelungen und Haltungen offen und akzeptierend auf sexuelle und

geschlechtliche Vielfalt zu beziehen. Ganz konkrete Anlässe werden hier Veränderungen anstoßen, sei es die nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts anstehende Regelung zur Möglichkeit einer dritten Geschlechtsoption in behördlichen Registern (siehe Infobox S. 6), seien es Veränderungen in schulischen Lehrplänen, seien es Herausforderungen im Sport bei der Beteiligung von trans* und inter* Personen oder bei der Anpassung von Angeboten der Erziehungs- und Familienberatung im Hinblick auf vielfältige Familienformen. ×

DIE AUTORIN

Nora Gaupp leitet die Fachgruppe »Lebenslagen und Lebensführung Jugendlicher« am Deutschen Jugendinstitut (DJI). Ihre Forschungsschwerpunkte sind Jugendforschung, Vielfalt jugendlicher Lebenslagen, soziale Ungleichheiten und Inklusion. Bei der Forschung mit LSBT*Q Jugendlichen hat sie bewegt, wie deutlich viele Jugendliche den Wunsch nach Selbstverständlichkeit formulieren: Sie wünschen sich eine Gesellschaft, in der ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Zugehörigkeit alltäglich ist. Sie möchten sich nicht in einem gesellschaftlichen »Anders-Sein«, sondern als junge Menschen wie alle anderen auch erleben.
Kontakt: gaupp@dji.de

LITERATUR

↗ ANTIDISKRIMINIERUNGSSTELLE DES BUNDES (2017): Einstellungen gegenüber Lesben, Schwulen und Bisexuellen in Deutschland. Ergebnisse einer bevölkerungsrepräsentativen Umfrage. Berlin

↗ BECK, ULRICH / BECK-GERNSHEIM, ELISABETH (1993). Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. Zeitschrift für Soziologie, 22. Jg., H. 3, S. 178–187

↗ BODE, HEIDRUN / HESSLING, ANGELIKA (2015): Jugendsexualität 2015. Die Perspektive der 14- bis 25-Jährigen. Ergebnisse einer aktuellen repräsentativen Wiederholungsbefragung. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Köln

↗ BRAVO Dr. Sommer-Studie (2009): Liebe! Körper! Sexualität! München

↗ BRÖCKLING, ULRICH (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/Main

↗ DALIA RESEARCH (2016): Counting the LGBT population

↗ GAUPP, NORA (2017): Diversitätsorientierte Jugendforschung – Überlegungen zu einer Forschungsagenda. In: Soziale Passagen, S. 423–439

↗ KRELL, CLAUDIA/OLDEMEIER, KERSTIN (2017): Coming-out – und dann...?! Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland. Opladen/Berlin/Toronto

↗ KRELL, CLAUDIA (2013): Lebenssituationen und Diskriminierungserfahrungen von homosexuellen Jugendlichen in Deutschland. München

↗ RUDD, PETER / EVANS, KAREN (1998). Structure and agency in youth transitions: Student experiences in vocational education. Journal of Youth Studies, 1. Jg., H.1, S. 39–63

↗ SCHULZ, IREN (2015): »Spieglein, Spieglein an der Wand…«: Die Bedeutung digitaler Medien im Jugendalter am Beispiel des Umgangs mit Schönheit, Körperlichkeit und Sexualität. In: Buttner, Peter (Hrsg.): ARCHIV für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit. Heft 2/2015

GLOSSAR

Coming-out, Heteronormativität und Transgender: Ein Glossar mit den wichtigsten Begriffen

Lesben und Schwule fühlen sich zu Personen des gleichen Geschlechts hingezogen.

Heterosexuelle Menschen fühlen sich zu Personen des gegensätzlichen Geschlechts hingezogen.

Bisexuelle Menschen fühlen sich zum gleichen sowie zum gegensätzlichen Geschlecht hingezogen.

Cisgeschlechtliche Menschen identifizieren sich mit dem Geschlecht, das ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde.

Bei **transgeschlechtlichen** (auch transsexuellen oder trans*) Menschen entspricht die geschlechtliche Zugehörigkeit nicht dem Geschlecht, das ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde. Jungen werden mit weiblichen Körpermerkmalen als »Mädchen« geboren (Trans*-Junge/Mann), Mädchen mit männlichen Körpermerkmalen als »Jungen« (Trans*-Mädchen/Frau). Im Laufe des Lebens kann der Wunsch nach einer rechtlichen und medizinischen Geschlechtsanpassung entstehen. Die geschlechtliche Zugehörigkeit gibt keine Auskunft über die sexuelle Orientierung.

Gender*diverse Menschen ordnen sich keinem der zwei Geschlechter zu, verorten sich »zwischen« den Geschlechtern oder sind einem weiteren, z. B. einem dritten Geschlecht zugehörig.

Die Bezeichnung **Transgender** umfasst alle transgeschlechtlichen Zugehörigkeiten.

Bei **intergeschlechtlichen** (auch intersexuellen, intersex oder inter*) Menschen entsprechen die körperlichen Geschlechtsmerkmale nicht den medizinisch etablierten ausschließlich weiblichen oder männlichen Erscheinungsformen. Teils zeigt sich die Intergeschlechtlichkeit schon bei der Geburt, indem sie am äußeren Erscheinungsbild des Körpers erkennbar ist, teils erst später im Leben, häufig während der Pubertät.

Queer wird heute oft verwendet, um insgesamt von nicht-heterosexuellen und nicht-cisgeschlechtlichen Menschen zu sprechen. Die ursprünglich abwertende Bedeutung des Wortes im Sinne von abweichend, abartig oder schräg wurde seit den 1990er-Jahren in eine selbstbewusste, stärkende Selbstbeschreibung umgedeutet.

Heteronormativität beschreibt die gesellschaftliche Norm der zwei Geschlechterkategorien weiblich und männlich sowie die Norm des gegengeschlechtlichen Begehrens zwischen Frauen und Männern. Beides wird als naturgegeben angesehen und bleibt weitgehend unhinterfragt. Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt, d. h. eine nicht-heterosexuelle Orientierung und eine nicht-cisgeschlechtliche Zugehörigkeit, weicht von dieser Norm ab.

Coming-out bezeichnet das Erkennen (inneres Coming-out) und gegebenenfalls Öffentlich-Machen (äußeres Coming-out) der eigenen sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit. Im Verlauf des inneren Coming-outs wird sich eine Person darüber bewusst, dass sie nicht-heterosexuell oder cisgeschlechtlich ist und setzt sich mit diesem Empfinden auseinander. Ob und wenn ja wann und wem gegenüber Personen über ihr Empfinden sprechen wollen, ist eine individuelle Entscheidung.



Auf dem Weg zur queeren Lebensphase

Gesellschaftlich nimmt die Relevanz von Geschlecht und sexueller Orientierung ab. Wenngleich sich dieser Bedeutungsverlust erst langsam abzeichnet, hat er Konsequenzen für das Coming-out in der Jugend. Es könnte nicht nur für queere junge Menschen, sondern für alle zur Normalität werden.

Von Tobias Boll

Wie in kaum einer anderen biografischen Phase scheinen Menschen im Jugendalter auf ihr Geschlecht und ihre Sexualität fixiert zu sein. Was aus Sicht erwachsener Abgeklärtheit schon immer etwas befremdlich – eben pubertär – erschien, wird gegenwärtig auch soziologisch auffällig: Für Prozesse der gesellschaftlichen Ordnungsbildung sind Geschlecht und Sexualität als Kategorien nämlich immer weniger entscheidend; sie verlieren strukturell an Bedeutung (Heintz 2001).

Soziologisch gesehen sind Geschlecht und Sexualität nicht nur Eigenschaften von Personen und Körpern, sondern vor allem das Ergebnis kultureller Ordnungsprozesse, in denen Menschen nach verschiedenen Kriterien unterschieden und in Kategorien sortiert werden. Solche »Humandifferenzierungen« (Hirschauer 2017) unterscheiden Menschen etwa nach Alter, Religion, Hautfarbe – oder eben in Geschlechter und sexuelle Identitäten. Diese Unterscheidungsprozesse und ihre Bedeutung variieren z. B. nach sozialem Kontext (in Intimbeziehung oder Familie anders als am Arbeitsplatz oder auf dem Schulhof) und auch im Lebensverlauf.

Die Grenzen zwischen sexuellen Kategorien werden unscharf

Die Bedeutung von Geschlecht und Sexualität folgt biografischen Konjunkturen. In der Jugend werden sie als Ressourcen für die Identitätskonstruktion doppelt virulent: Zum einen stehen Geschlecht und Sexualität gerade im Jugendalter unter Dauerbeobachtung. Sie werden laufend problematisiert und mit Bedeutung aufgeladen, anders als bei der (meist) unauf-

geregten Nebensächlichkeit von Geschlecht und Sexualität im Erwachsenenalter. Geschlecht strukturiert im öffentlichen Alltag zwar als mitlaufende Information nach wie vor viele Situationen (etwa Anredeformen oder welche Toilettentür beziehungsweise Bekleidungsabteilung man aufsucht), wird aber nicht ständig explizit thematisiert; Sexualität wird zur Privatsache. Senior_innen schließlich werden mitunter gar als asexuell und geschlechtslos betrachtet und behandelt.

Die Öffnung der Ehe für (fast) alle Paarformen lässt Geschlecht und Sexualität zur Variable werden.

Zum anderen wird vor allem das Geschlecht langsam zu einer Zuständigkeit der Jugendlichen selbst. In der Kindheit ist Sexualität ohnehin noch Nebensache, und Zuschreibungen in Bezug auf das Geschlecht stammen vor allem von Erwachsenen. Sie staffieren den Nachwuchs mit kulturellen Geschlechtsmerkmalen aus, indem sie ihm z. B. einen geschlechtsspezifischen Namen geben oder ihn entsprechend einkleiden. In der Jugend wird die Darstellung von Geschlechtszugehörigkeit dagegen zu einer persönlichen Gestaltungsaufgabe (des Körpers und des Verhaltens), bei der vor allem Gleichaltrigen die Rolle eines kritischen Publikums zukommt. Es zählt nicht mehr nur, ob man »das Eine« oder »das Andere« ist, sondern auch, wie überzeugend man es ist: In den Augen der Peers kann man mehr oder weniger »Frau« oder »Mann« sein, an der angestrebten neuen Identität mehr oder weniger scheitern.

Die biografische Hochkonjunktur von Geschlecht und Sexualität in der Jugend trifft inzwischen auf den historischen Bedeutungsverlust dieser beiden Kategorien: Normen haben sich in den vergangenen fünfzig Jahren in Deutschland gewandelt und liberalisiert, Gesetze wurden modernisiert, neue Normalitäten sind entstanden. Geschlecht strukturiert zumindest offiziell nicht mehr den Zugang zu Bildung oder Arbeitsmarkt, mit der absehbaren Einführung der dritten Geschlechtsoption wird die Zweigeschlechtlichkeit als Strukturkategorie prinzipiell brüchig. Die Öffnung der Ehe für (fast) alle Paarformen lässt Geschlecht und Sexualität zur Variable werden. Sexuelle Identitäten jenseits der Heterosexualität sind heute weniger stigmatisiert, die Grenzen zwischen sexuellen Kategorien werden unscharf. Wenngleich dieser Relevanzverlust sich erst zögerlich abzeichnet und alles andere als konfliktfrei ist, ist ein Trend in Richtung geschlechtliche und sexuelle Indifferenz durchaus feststellbar.

Die Jugend scheint mit ihrer beharrlichen Fixierung auf Geschlecht und Sexualität zu diesem allgemeinen Trend immer weniger zu passen. Was könnte diese Entwicklung für die künftige Lebenswirklichkeit junger queerer Menschen bedeuten, speziell für das Coming-out? Und was für Jugendliche ganz allgemein? Ausgehend von den derzeitigen Voraussetzungen wäre folgendes Szenario vorstellbar.

Das Coming-out als selbstbewusstes Statement

Die besondere Herausforderung für lesbische, schwule, bisexuelle und trans* Jugendliche in der Pubertät ist ihr selbst erlebtes und von außen zugeschriebenes Anderssein. Ihre vermeintliche Queerness ergibt sich aus der kulturellen Normalitätsunterstellung von Heterosexualität und Cissexualität (siehe Glossar S. 9). Sie wird für LSBT*Q Jugendliche zum Anlass, sich als »anders« zu erkennen und sich dann auch dazu bekennen zu sollen: Das Coming-out ist ein sexuelles Selbstbekenntnis, das nur jenen zugemutet wird, die entweder nicht eindeutig oder für immer in einer Geschlechtskategorie leben (trans*) oder die das je andere Geschlecht gerade nicht (homo-) oder nicht ausschließlich (bi-) begehren. Alle anderen haben nach gängiger Ansicht einfach »ihr« Geschlecht und sind mehr oder weniger sexuell umtriebig.

Gerade diese Normalitätsannahme verliert inzwischen an Plausibilität und Verbindlichkeit. Mit dem allgemeinen strukturellen Bedeutungsrückgang von Geschlecht und Sexualität ist sie auch immer weniger institutionell verankert. Geschlecht und Sexualität werden der Kreativität der sozialen Praxis

überantwortet: Es kommt (auch jenseits der Jugend) zur Pluralisierung von geschlechtlichen und sexuellen Optionen, für die heute größere Freiheitsgrade und Wahlmöglichkeiten existieren. Setzt sich dieser Trend fort, könnten Jugendliche zukünftig in einer Welt aufwachsen, in der es immer weniger einen echten Unterschied macht, welches Geschlecht man hat und sexuell bevorzugt. Die aktuelle Priorisierung des Themas Gender, gerade in Schulen, und die hitzigen Debatten um die sogenannte Pädagogik der Vielfalt wären dann nur mehr eine Phase auf dem Weg zur Indifferenz. Damit könnten Geschlecht und Sexualität auch in der Jugend und in der Schule vom Dauerthema zur Nebensache werden.

Daneben schaffen die angestoßenen Prozesse der Öffnung von Institutionen und der Neubewertung von Lebensentwürfen positive Optionen und Identifikationsangebote für queere Jugendliche. Sie müssen sich immer weniger über ihr Anderssein im »Außen« einer als normal geltenden Mehrheit definieren, weil Formate existieren, die zu ihren erlebten Zugehörigkeiten passen, und weil verschiedene Entwürfe sichtbar werden, einen nicht-heterosexuellen Lebensstil zu leben. Analog dürfte auch der Weg zur Heterosexualität zunehmend zu einer Option unter anderen werden. Hierzu trägt bei, dass die Bedeutungsgehalte von Geschlechtskategorien schon länger in Bewegung geraten sind: Ehemals fest mit Männlichkeit oder Weiblichkeit assoziierte Koppelungen von körperlichem Aussehen, Verhalten und Vorlieben haben sich gelockert. Klare Unterscheidungen und kategoriale Gegensätze wandeln sich zu graduellen Abstufungen.

Vom spezifischen Anderssein zum generellen Besonderssein

Die Avantgarde dieser Entwicklung sind heute selbstbewusst auftretende LSBT*Q Jugendliche, die sich das Label »queer« als Selbstbezeichnung aneignen und politisch Stellung beziehen. Diese Jugendlichen weigern sich, alle möglichen Eigenschaften, Vorlieben oder Verhaltensweisen als Hinweise auf eine tiefer liegende Identität zu verstehen: Der Nagellack, das Make-up, die rasierte Kopfbehaarung oder der muskulöse Körper sind ästhetische Entscheidungen, die über das Wesen ihrer Träger_innen allenfalls aussagen, dass diese sich nicht festlegen. Die vormalige Identitätsfrage wird zur bloßen Stilfrage. Ähnliche Spielräume nehmen vermehrt auch Jugendliche für sich in Anspruch, die sich nicht explizit als queer verstehen. Sie alle arbeiten an einer individuellen geschlechtlichen und sexuellen Identität, jenseits von unhinterfragten Normalbiografien.

> Die vormalige Identitätsfrage wird zur bloßen Stilfrage.

Am Horizont dieser Entwicklungen könnte sich das kategoriale Anderssein queerer Jugendlicher damit in einen generellen Anspruch an individuelles Besonderssein wandeln: Das Coming-out wäre dann kein Geständnis oder Bekenntnis mehr, das nur einer Minderheit aufgebürdet wird, sondern ein selbstbewusstes Statement über die eigene geschlechtliche und sexuelle Individualität, das für alle Jugendlichen normal ist. Ehemals »queere Jugendliche« könnten so in einer langsam, aber stetig wachsenden Allgemeinheit von identitätssuchenden Altersgenossen in einer »queeren Lebensphase« aufgehen, in der alle jenseits der ehemaligen Norm sind – und aufblühen. ×

DER AUTOR

Tobias Boll ist an der Johannes Gutenberg-Universität (JGU) Mainz tätig, derzeit am Institut für Soziologie als wissenschaftlicher Mitarbeiter und als Koordinator der DFG-Forschungsgruppe »Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung«. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Soziologien des Körpers und der Sexualität, Humandifferenzierungsforschung, insbesondere Gender Studies und Dis/Ability Studies, sowie sexuelle Klassifikation.

Kontakt: tobias.boll@uni-mainz.de

LITERATUR

↗ HEINTZ, BETTINA (Hrsg.) (2001): Geschlechtersoziologie. Opladen

↗ HIRSCHAUER, STEFAN (Hrsg.) (2017): Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung. Weilerswist

Coming-out mit Hürden

Ihre Angst vor Ablehnung ist nicht immer begründet, doch für viele LSBT*Q Jugendliche gehört Diskriminierung auch heute noch zum Alltag. Wie sie mit dieser Belastung umgehen und wie sie besser unterstützt werden können.

Von Kerstin Oldemeier

Die sozialwissenschaftliche Jugendforschung in Deutschland beschäftigt sich bislang kaum mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Daher gibt es nur wenige empirische Erkenntnisse über die Lebenswelten von jungen lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren (LSBT*Q) Menschen (siehe Infobox S. 5) (Sielert/Timmermanns 2011). Meist untersuchen Studien insbesondere deren Belastungen und Risiken (z.B. HRC 2012, LesMigraS 2012, Jugendnetzwerk Lambda NRW 2005). Diese Perspektive hängt damit zusammen, dass Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung und/oder der geschlechtlichen Zugehörigkeit eine hohe Alltagsrelevanz hat. Die Human Rights Campaign (HRC), eine der größten Organisationen, die sich für die Rechte von LSBT*Q Menschen in den Vereinigten Staaten einsetzt, hat im Jahr 2012



»Während sich die einen zurückziehen, versuchen die anderen, die gesellschaftlich erwartete Rolle zu spielen.«

eine Untersuchung durchgeführt, die zeigt: 51 Prozent der lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen haben in der Schule verbale Angriffe erlebt. Demgegenüber berichten nur 25 Prozent der übrigen Schüler_innen von entsprechenden Vorfällen (HRC 2012).

Anfangs ist die Furcht vor negativen Konsequenzen groß

Eine Studie des Deutschen Jugendinstituts (DJI) mit dem Titel »Coming-out – und dann…?!« macht ebenfalls deutlich, dass viele LSBT*Q Jugendliche Beleidigungen und Diskriminierungen erleben. Erstmals wurde dabei bundesweit untersucht, welche positiven und negativen Erfahrungen junge nicht-heterosexuelle und junge nicht-cisgeschlechtliche Menschen im Verlauf ihres Coming-outs machen, wie sie es gestalten und mit welchen Strategien sie Herausforderungen bewältigen (siehe Glossar S. 9).

Während junge Menschen sich ihrer transgeschlechtlichen Zugehörigkeit häufig bereits in der Kindheit bewusst werden, stellen sie ihre nicht-heterosexuelle Orientierung oft erst mit Einsetzen der Pubertät fest (inneres Coming-out), zeigt die DJI-Studie. Die Unsicherheit über das vor allem zu Beginn des inneren Coming-outs als unpassend wahrgenommene sexuelle oder geschlechtliche Erleben führt demnach häufig zu Belastungen und Entbehrungen. Teilweise bewältigen LSBT*Q Jugendliche diese Situation, indem sie Peer-Kontakte meiden, um sich vorherrschenden Verhaltensnormen zu entziehen. Während sich die einen zurückziehen, versuchen die anderen, die von heterosexuellen oder cisgeschlechtlichen Menschen erwartete Rolle zu spielen. Charakteristisch für beide Strategien ist, dass Jugendliche dabei ihre wahren Gefühle über einen längeren Zeitraum unterdrücken.

Bei der DJI-Befragung berichten Jugendliche häufig darüber, dass sie sich während der Zeit der Bewusstwerdung Sorgen darüber machten, dass eine Bekanntgabe ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit negative Konsequenzen hat. Große Ängste sind hierbei, von der Familie oder von Freund_innen abgelehnt oder nicht ernst genommen zu werden. Viele junge LSBT*Q Menschen befürchten Schwierigkeiten im Bildungs- oder Arbeitskontext oder verletzende Bemerkungen oder Blicke infolge eines äußeren Coming-outs, also des Öffentlich-Machens.

DJI-Projekt »Coming-out – und dann…?!«: Erste bundesweite Studie zu den Lebenssituationen von LSBT*Q Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Das Forschungsprojekt mit dem Titel »Coming-out – und dann…?!« am Deutschen Jugendinstitut (DJI) lieferte erstmals Erkenntnisse über die Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von LSBT*Q Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland. Anlässlich des Projekts, bei dem bundesweit etwa 5.000 15- bis 27-Jährige online befragt und 40 persönliche Interviews mit nicht-heterosexuellen und nicht-cisgeschlechtlichen Jugendlichen geführt wurden, sind mehrere Publikationen erschienen. Zuletzt ist im Jahr 2018 das gleichnamige Buch innerhalb der Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) veröffentlicht worden (Band 10170). In der 260-seitigen Publikation werden die Studienergebnisse nicht nur ausführlich dargelegt. Die Autorinnen Claudia Krell und Kerstin Oldemeier machen anhand ihrer Analysen zudem deutlich, wie wichtig eine diversitätssensible Perspektive auf jugendliche Lebenswelten für Politik, Fachpraxis und (Sozial-)Wissenschaften ist. Zusätzlich zum Buch gibt es eine 36-seitige DJI-Broschüre aus dem Jahr 2015, in der zentrale Ergebnisse der Studie zusammengefasst sind. Die Broschüre ist auf Deutsch und Englisch erschienen. Das Forschungsprojekt wurde vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) finanziert.

www.dji.de/coming_out

Bürokratie, intime Fragen und fehlende Begriffe: Junge trans* Menschen stehen beim Coming-out vor besonderen Herausforderungen

Seit den 1990er- und 2000er-Jahren nimmt die öffentliche Sichtbarkeit und Relevanz von transgeschlechtlichen Lebensweisen zu (siehe Glossar S. 9). Nach mehr als 200 Jahren der Pathologisierung und Kriminalisierung von trans* Menschen können diese Entwicklungen auf der einen Seite als positive Veränderung bezeichnet werden. Auf der anderen Seite ist weiterhin festzustellen, dass trans* Menschen vor zahlreichen komplexen Herausforderungen stehen. In der englischsprachigen empirischen und theoretischen Literatur finden sich verschiedene Informationen zu transgeschlechtlichen Lebensweisen. Die deutsche sozialwissenschaftliche Jugend- und Geschlechterforschung brachte bislang allerdings kaum systematische empirische Ergebnisse zur Lebenssituation von trans* Jugendlichen hervor. Die Studie des Deutschen Jugendinstituts (DJI) mit dem Titel »Coming-out – und dann…?!« (siehe Infobox S. 14) liefert deshalb wichtige erste Erkenntnisse.

Obwohl der Prozess der Bewusstwerdung über die transgeschlechtliche Zugehörigkeit häufig schon während der Kindheit beginnt, zeigen die Forschungsergebnisse, dass junge trans* Menschen häufig über viele Jahre niemandem ihre Gefühle mitteilen. 27 Prozent der befragten trans* Menschen im Alter von 15 bis 27 Jahren können es demnach nicht so genau sagen, wann sie das erste Mal ihre geburtsgeschlechtliche Zuordnung als »nicht passend« empfunden haben. Etwa 30 Prozent geben an, dass sie »es schon immer wussten«. 11 Prozent nennen ein Alter von zehn Jahren. Dennoch sind die teilnehmenden trans* Jugendlichen durchschnittlich bereits 18 Jahre alt, wenn sie erstmals darüber sprechen. Zu Beginn der Bewusstwerdung stehen ihnen oft keine passenden Begrifflichkeiten zur Verfügung, sind diese gefunden, berichten trans* Jugendliche von großen Ängsten davor, welche negativen Konsequenzen die Bekanntgabe ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit mit sich bringen könnte. Und die Sorgen scheinen oft berechtigt zu sein: Neun von zehn der trans* und gender*diversen Jugendlichen und jungen Erwachsenen geben bei der DJI-Studie an, mindestens einmal aufgrund ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit diskriminiert worden zu sein. Jede_r Zweite von ihnen berichtet von einer Diskriminierung im öffentlichen Raum.

Der Weg einer sozialen, rechtlichen und medizinischen Geschlechtsanpassung ist mit komplexen Herausforderungen verbunden. Neben den Zugangsvoraussetzungen für die Übernahme von medizinischen Kosten sowie den Erfordernissen für eine Personenstandsänderung existieren zahlreiche Normen darüber, was »echtes Trans*sein« ausmacht. Allerdings ist es eine individuelle Entscheidung, ob eine rechtliche und oder medizinische geschlechtliche Anpassung angestrebt wird. Für viele junge trans* Menschen gestaltet sich die Suche nach einer geeigneten medizinischen Fachkraft schwierig. Die psychologische Begutachtung ist für viele Jugendliche strapazierend. Begutachtungs-Sitzungen werden vor allem durch zu intime und sexualisierte Fragen sowie durch ihre Dauer als Belastung empfunden. Was jedoch betont werden muss, ist die enorme Erleichterung darüber, wenn sie Transitionsschritte hinter sich gebracht haben und es ihnen möglich ist, weitgehend störungsfrei einen Alltag entsprechend ihren geschlechtlichen Empfindungen leben können.

Spezifische Informationen zu LSBT*Q Lebensweisen helfen, das eigene Empfinden einordnen und Aktivitäten planen zu können. Nicht-cisgeschlechtliche Jugendliche und junge Erwachsene setzen sich beispielsweise mit den Voraussetzungen für die Legitimierung ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit auseinander. Lesbische, schwule, bisexuelle und orientierungs* diverse junge Menschen informieren sich z. B. in YouTube-Videos über das Führen einer gleichgeschlechtlichen Beziehung oder darüber, wie sie sich ihrer nicht-heterosexuellen Empfindungen sicher sein können.

Zwischen der Bewusstwerdung und dem äußeren Coming-out vergehen meist mehrere Jahre. Im Durchschnitt sind es bei den nicht-heterosexuellen Teilnehmenden der DJI-Studie etwa drei Jahre. Bei trans* und gender*diversen Jugendlichen, die vor spezifischen und komplexen Herausforderungen stehen, dauert es durchschnittlich etwa fünf Jahre (siehe Infobox oben).

Wenn junge LSBT*Q Menschen ihre sexuelle und/oder geschlechtliche Zugehörigkeit bekannt geben möchten, planen sie das oft sehr genau. Insbesondere im Elternhaus oder am Bildungs- oder Arbeitsort versuchen sie sicherzustellen, dass sie

handlungsfähig bleiben können: Sie legen sich beispielsweise passende Argumente zurecht, suchen eine günstige Gelegenheit, sondieren, ob eine eher ablehnende oder eher akzeptierende Einstellung gegenüber LSBT*Q Lebensweisen besteht, und bereiten sich auf mögliche negative Reaktionen vor.

Meist ist die erste Ansprechperson aus dem Freundeskreis und reagiert positiv

Die Erfahrungen, die Jugendliche und junge Erwachsene bei ihrem äußeren Coming-out machen, stehen nach den Ergebnissen der DJI-Studie oft im Kontrast zu ihren Befürchtungen im Vorfeld. Häufig ist die erste Ansprechperson jemand aus dem Freundeskreis und ein großer Teil der jungen Menschen erfährt positive Reaktionen.

Nach einem äußeren Coming-out engagieren sich manche Jugendliche für das Thema LSBT*Q. Sie berichten in Blogs oder auf YouTube über ihr Leben als nicht-heterosexuelle und/oder nicht-cisgeschlechtliche Jugendliche oder setzen sich anderweitig für Sichtbarkeit und Aufklärung ein (z. B. bei Aktionstagen in Schulen). Sie vernetzen sich mit anderen LSBT*Q Peers und erleben insbesondere auf Online-Plattformen, dass sie nicht »die Anderen« sind, sondern dazugehören.

Dennoch berichteten in der DJI-Studie insgesamt acht von zehn LSBT*Q Jugendlichen und jungen Erwachsenen, mindestens einmal Diskriminierung aufgrund ihrer sexuellen Orientierung erfahren zu haben. Die Formen sind hierbei vielfältig: Ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Zugehörigkeit wird nicht ernst genommen oder absichtlich ignoriert, die Jugendlichen erleben verletzende Blicke und Bemerkungen, Beschimpfungen, Ausschluss aus sozialen Kontexten, Androhung von Sachbeschädigung oder körperlicher Gewalt, rechtliche Benachteiligung (z. B. Legitimationspflicht der geschlechtlichen Zugehörigkeit bei Personenstandsänderung) sowie die Konfrontation mit tradierten abwertenden Stereotypen.

Knapp die Hälfte der Jugendlichen erlebt in der Familie, Schule oder am Arbeitsplatz Diskriminierung

Bildungs- und Ausbildungsorte, aber auch die Familie, sind Bereiche, in denen die jungen Menschen oft Diskriminierung befürchten und erleben – die Hälfte der Jugendlichen berichtet in der DJI-Untersuchung von negativen Erfahrungen (siehe Abbildung). Gleichzeitig können sie sich diesen alltäglichen Bereichen nicht ohne Weiteres entziehen. In der Schule müssen sich junge LSBT*Q Menschen meist damit abfinden, dass sexuelle und geschlechtliche Vielfalt nicht thematisiert wird – außer in Form von Abwertungen und Schimpfwörtern (siehe auch S. 26). Zudem bieten Lehrer_innen bei Diskriminierungen im Schulalltag häufig nicht ausreichend Unterstützung. So geben knapp 48 Prozent der befragten Jugendlichen an, dass Lehrer_innen nie gezeigt haben, dass sie es nicht dulden, wenn Mitschüler_innen geärgert werden, weil sie für LSBT*Q gehalten werden.

Für viele junge LSBT*Q Menschen ist daher insbesondere die Schule ein Ort, an dem ihre Zugehörigkeit mit stigmatisierenden, homo- und trans* feindlichen Zuschreibungen verhandelt wird. Aus diesem Grund vermeiden viele Jugendliche eine Bekanntgabe ihrer tatsächlichen sexuellen und/oder geschlechtlichen Lebensweise während ihrer gesamten Schullaufbahn. Auch in einem europäischen Survey berichteten 68 Prozent der lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Teilnehmer_innen, ihre sexuelle und/oder geschlechtliche Zugehörigkeit in der Schule nie bekannt gegeben zu haben (FRA 2013).

Häufig begegnen junge LSBT*Q Menschen aber auch im öffentlichen Raum Diskriminierung in Form von verbalen Übergriffen, z. B. in der Fußgängerzone, im Kino, im Schwimmbad oder im Nahverkehr, zeigt die DJI-Studie. Mehr als ein Drittel der LSBT*Q Jugendlichen berichtet von entsprechenden

Formen der Diskriminierung, die LSBT*Q Jugendliche in Schule, Ausbildung oder am Arbeitsplatz erlebt haben (in Prozent)



Quelle: Coming-out-Studie 2017 (N = 2.217; Mehrfachnennungen)

»Diskriminierungen in der Öffentlichkeit gehen überwiegend von Unbekannten aus.«

Erfahrungen. Diskriminierungen in der Öffentlichkeit gehen überwiegend von unbekannten Personen aus.

Zudem gibt ein Drittel der Studienteilnehmenden an, in der Öffentlichkeit sexuell belästigt oder beleidigt worden zu sein. Bei den lesbischen und trans* weiblichen Jugendlichen trifft dies sogar auf die Hälfte der Befragten zu. Erlebte und befürchtete Diskriminierung hat damit für LSBT*Q Jugendliche und junge Erwachsene eine hohe Alltagspräsenz.

Jugendliche meiden bestimmte Situationen – oder relativieren Übergriffe

Im Umgang mit Diskriminierung aufgrund ihrer LSBT*Q Lebensweise sind nach der DJI-Untersuchung vor allem zwei Strategien hervorzuheben: Die Jugendlichen versuchen erstens, negative Erfahrungen soweit wie möglich zu verhindern, indem sie Situationen vermeiden, in denen sie eine Diskriminierung erwarten. In Bereichen mit einer ausgeprägten zweigeschlechtlich-heteronormativen Struktur (siehe Glossar S. 9) führt das nicht selten dazu, dass sie ihr tatsächliches sexuelles und geschlechtliches Erleben für sich behalten oder nicht daran teilnehmen. Deutungsstrategien sind die zweite wichtige Methode, durch die junge LSBT*Q Menschen negative Erfahrungen weitgehend ohne Belastungsempfinden verarbeiten können. Sie relativieren beispielsweise einen verbalen Übergriff (»So schlimm war es auch nicht!«) oder idealisieren diese Erlebnisse (»Ich hatte ja noch Glück!«). Dass viele Jugendliche und junge Erwachsene gegenüber schwierigen Bedingungen widerstandsfähig sind, lässt sich auch darauf zurückführen, dass sie entsprechende Erfahrungen häufig machen.

Intensive Aufklärung kann Ausgrenzung verhindern

Wenngleich es in Deutschland kein Tabu mehr ist, lesbisch, schwul, bisexuell, trans* oder queer zu sein, sind LSBT*Q Jugendliche immer noch »die Anderen«; Umgang mit Diskriminierung und verringerte Partizipationschancen sind für sie Teil ihres Alltags. Um junge LSBT*Q Menschen besser zu unterstützen, ist es notwendig, gesellschaftliche, institutionelle und rechtliche Bedingungen weiter zu verändern, um mehr Beteiligung und Chancengleichheit zu ermöglichen. Nach der Gleichstellung von gleichgeschlechtlichen Paaren durch die »Ehe für alle« sollten beispielsweise auch die rechtlichen Grundlagen für trans* Menschen angepasst und auf diese Weise ein selbstbestimmter und weniger pathologisierender Handlungsrahmen geschaffen werden. Zudem gilt es, mit einer umfassenden Aufklärung über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt der gesellschaftlichen Ausgrenzung von LSBT*Q Lebensweisen zu begegnen. Denn eine Gesellschaft braucht angemessene Informationen über die Lebensweisen jenseits der heteronormativen Geschlechterordnung, um Vorurteile abzubauen und Diskriminierungen zu verhindern. Ein Weg führt hierbei sicherlich über die stärkere Berücksichtigung von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt im Unterrichts-, Ausbildungs- und Arbeitsalltag, z. B. über gendersensible Sprache, Unterrichtsmaterialien oder Aufklärungsprojekte. ×

DIE AUTORIN

Kerstin Oldemeier ist Soziologin und derzeit Promotions-Stipendiatin am Deutschen Jugendinstitut (DJI). Ihre Forschungsschwerpunkte sind die sozialwissenschaftliche Geschlechter- und Jugendforschung. Bei der Umsetzung der Studie »Coming out – und dann?!« zwischen 2013 und 2016 haben sie zwei Dinge besonders überrascht: Erstens, dass sich so viele LSBT*Q Jugendliche immer noch als »anders« wahrnehmen. Und zweitens, wie es etlichen dennoch gelingt, all die Herausforderungen souverän zu meistern.

Kontakt: k.oldemeier@gmx.de

LITERATUR

↗ AGENTUR DER EUROPÄISCHEN UNION FÜR GRUNDRECHTE (FRA) (Hrsg.) (2013): LGBT-Erhebung in der EU. Erhebung unter Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Transgender-Personen in der Europäischen Union. Ergebnisse auf einen Blick. Wien

↗ ANTIGEWALT- UND ANTIDISKRIMINIERUNGSBEREICH DER LESBENBERATUNG BERLIN E.V. (LesMigraS) (2012): »… nicht so greifbar und doch real«. Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland. Berlin

↗ DALIA RESEARCH (2016): Counting the LGBT population

↗ HUMAN RIGHTS CAMPAIGN (HRC) (Hrsg.) (2012): Growing up LGBT in America. HRC Youth Survey Report. New York

↗ JUGENDNETZWERK LAMBDA NRW (Hrsg.) (2005): Wir wollen's wissen! Befragung zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen und bisexuellen Jugendlichen in NRW. Köln

↗ SIELERT, UWE / TIMMERMANNS, STEFAN (2011): Expertise zur Lebenssituation schwuler und lesbischer Jugendlicher in Deutschland. Eine Sekundäranalyse vorhandener Untersuchungen. München

»Meine Mutter riet mir zu einer Psychoanalyse«

Lising Pagenstecher hat erst mit Ende 30 gelernt, sich als frauenliebende Frau zu akzeptieren und zu ihrer sexuellen Orientierung zu stehen. In der Frauen- und Lesbenbewegung der 1970er-Jahre fasste sie schließlich den Mut, sich für die Gleichstellung von Lesben zu engagieren.

DJI Impulse: **Frau Pagenstecher, seit letztem Jahr dürfen gleichgeschlechtliche Paare in Deutschland heiraten. Ist der Kampf um die Gleichstellung von Homosexuellen damit weitestgehend abgeschlossen?**
Lising Pagenstecher: Das kann man nicht sagen. Die »Ehe für alle« ist ein weiterer Schritt auf einem langen Weg zur Gleichberechtigung. Solange Diskriminierung gegenüber Lesben und Schwulen noch so weit verbreitet ist, haben wir das Ziel nicht erreicht.

Wo erleben Sie heute noch Vorbehalte?
Auf Unsicherheiten im Umgang mit meiner lesbischen Lebensweise treffe ich selbst in meiner Familie noch. Als ich vor einem Jahr zusammen mit meiner Lebensgefährtin meine Schwester im Krankenhaus besuchte, hat sie bei einem Anruf am Telefon erzählt, ihre Schwester sei da – mit »einer« Freundin und nicht mit »ihrer« Freundin oder Partnerin. Das hat mir gezeigt, dass sie mit unserer gleichgeschlechtlichen Beziehung immer noch ein Problem hat.

Die meisten queeren Menschen erleben ihr Coming-out heutzutage in der Jugendzeit. In Ihrer Jugend in der Nachkriegszeit war das noch ein Tabu. Wann und mit wem haben Sie erstmals über Ihre Gefühle gesprochen?
Mit 17, das war 1947, habe ich mir selbst eingestanden, dass ich mich von Frauen angezogen fühle. Ich vertraute mich meiner acht Jahre älteren Schwester an, die zwar freundlich reagierte, mir aber am Ende des Gesprächs zu einer Therapie riet. Mit 19 Jahren verliebte ich mich dann zum ersten Mal so richtig, allerdings war die betreffende Frau über mein Geständnis ziemlich schockiert und empfahl mir eine Hormonbehandlung, die ich nicht machte. Meine erste intime Frauenbeziehung hatte ich erst viel später, mit circa 25 Jahren. Als meine Mutter davon erfuhr, war sie entsetzt und riet mir zu einer Psychoanalyse, für die sie das Geld bereitstellte.

Wie haben Sie auf diese Ratschläge reagiert?
Ich habe eine Psychoanalyse begonnen, denn ich hatte damals den großen Wunsch, »normal« zu werden. Ich wäre gerne 100 Prozent heterosexuell geworden, weil ich mich von den Problemen, die meine Neigung auslöste, total überfordert fühlte.

Welche Probleme waren das?
Wegen der negativen Reaktionen der drei wichtigsten Frauen in meinem damaligen Leben – meiner Schwester, meiner Mutter und meiner ersten unerwiderten Liebe – hatte ich Angst, abgewertet und zurückgewiesen zu werden, wenn ich mich weiteren Frauen öffne. Ich habe es als bedrückend empfunden, dass ich mit niemandem über meine Gefühle sprechen konnte. Das Wort »lesbisch« gab es damals noch nicht, auch »homosexuell« war nicht gebräuchlich. Ich kannte auch lange keine Frau, die meine Neigungen teilte. Ich denke, dass sich Ende der 1940er- und in den 1950er-Jahren kaum Frauen trauten, solche Gefühle bei sich zuzulassen, weil das gesellschaftlich tabu war und von einer Frau erwartet wurde, dass sie sich Männern zuwendet.

Wie sind Sie mit diesen gesellschaftlichen Erwartungen umgegangen?
Ich habe meinen Fokus auf etwas anderes gelegt: Ich habe das Abitur nachgeholt und mit einem Studium begonnen. Im Soziologischen Seminar in München bin ich dann meiner zweiten großen Liebe begegnet. Bis ich mich als frauenliebende



ZUR PERSON

Lising Pagenstecher ist 88 Jahre alt. Sie arbeitete von 1967 bis 1993 als Wissenschaftlerin am Deutschen Jugendinstitut – zunächst in den Abteilungen Jugend und Familie. Später beteiligte sich die promovierte Soziologin und Historikerin am Aufbau der Frauenforschung am DJI und war sechs Jahre lang Vorsitzende des Betriebsrats. Sie engagierte sich zehn Jahre lang am »Runden Tisch zur Gleichstellung von Lesben und Schwulen« der Stadt München und wurde für ihren vielfältigen Einsatz für lesbische Emanzipationsprozesse sowie für Geschlechtergerechtigkeit im Jahr 2011 mit der Medaille »München leuchtet« ausgezeichnet.

Frau akzeptieren konnte, hat es aber noch eine ganze Weile gedauert. Erst mit Ende 30 habe ich mich in einer psychoanalytischen Gruppe in München dazu bekannt, Frauen zu lieben. Das empfand ich als ungeheure Befreiung.

Was hat sich danach für Sie verändert?
Ich habe den Mut gefasst, mich in immer größerem Umfeld zu outen, beispielsweise an meiner Arbeitsstelle am Deutschen Jugendinstitut. Als ich dort 1967 anfing, befürchtete ich noch, dass mir beim Bekanntwerden meiner sexuellen Orientierung gekündigt würde. Doch selbst meine Veröffentlichungen zu lesbischen Themen wurden besser aufgenommen, als ich im Vorfeld befürchtet hatte. Ich wurde zu vielen Vorträgen in verschiedene Städte eingeladen und habe positive Reaktionen von Betroffenen bekommen. Gleichzeitig engagierte ich mich in der Frauen- und Lesbenbewegung und begann peu à peu eine positive lesbische Identität zu entwickeln.

Haben es lesbische Frauen schwerer als schwule Männer?
Ja, weil Frauen insgesamt noch weniger gleichberechtigt sind, beispielsweise in der Arbeitswelt, wo sie oft immer noch schlechter bezahlt werden als Männer und seltener aufsteigen. Bei Lesben überlagern sich mehrere Nachteile – das Frau-Sein und das Lesbisch-Sein.

Was würden Sie heute jungen Lesben mit auf den Weg geben wollen?
Diskriminierungsängste beruhen zunächst häufig auf einer massiven Selbstablehnung. Bei mir war das jedenfalls so. Das hat sich erst nach einem langen Prozess des Emanzipationskampfes und der Identitätsentwicklung verändert. Ich möchte daher die These aufstellen, dass Lesben umso selbstbewusster mit äußeren Anfeindungen umgehen können, je mehr sie sich selbst akzeptieren und je mehr sie sich aus der Defensive herauswagen.

Und wie bewerten Sie die Situation von Lesben und Schwulen vor dem Hintergrund des aktuellen politischen Klimas in Deutschland und Europa?
Ich finde es erschreckend, dass rechte populistische Parteien aktuell so viel Zulauf haben. Denn sie empfinden Menschen, die anders sind, als Bedrohung. Dadurch werden Randgruppen wieder mehr abgelehnt und ausgegrenzt. Gerade mit Blick auf die deutsche Nazi-Vergangenheit gilt es, sich für die freiheitlichen Grundrechte stark zu machen. ×

Interview: Uta Hofele



Queere Freizeit

Vor allem im Freundeskreis machen LSBT*Q Jugendliche viele gute Erfahrungen. In Sport- und Freizeitangeboten wird die sexuelle und geschlechtliche Vielfalt aber noch zu selten berücksichtigt, zeigt eine DJI-Studie.

Von Claudia Krell und George Austin-Cliff

Im Laufe des Heranwachsens verändert sich das Freizeitverhalten von Jugendlichen. Ist es anfangs noch stärker von der Anleitung durch Erwachsene geprägt, wird mit der Zeit das Interesse an selbstständig organisierten Aktivitäten größer: Es kommt zu einer Abgrenzung von der Erwachsenenwelt und einer selbstständigen Organisation der Freizeit. Durch die Abwendung von primären Sozialisationsinstanzen wie Eltern und Verwandten gewinnen Freizeitkontexte und Peers an Bedeutung (Hurrelmann/Quenzel 2012). Mit dieser Veränderung ist »zugleich die Hinwendung zu Gleichaltrigen verbun-

den, die zu einer neuen Bezugsgruppe werden und die dadurch für die Herausbildung und Stabilisierung kultureller, politischer und geschlechtsspezifischer Orientierungen zentral sind« (Grgic/Züchner 2013, S. 13).

Die Gestaltung von Freizeitaktivitäten und Peerbeziehungen hält für lesbische, schwule, bisexuelle, trans* und queere (LSBT*Q) Jugendliche spezifische Herausforderungen bereit. Beispielsweise stellt sich eine Hinwendung zu Gleichaltrigen, die – im Sinne des obigen Zitates – u.a. die Herausbildung und Stabilisierung der geschlechtsspezifischen Orientierung zur Folge haben soll, mitunter kompliziert dar: Die sexuelle Orientierung bzw. geschlechtliche Zugehörigkeit entspricht bei LSBT*Q Jugendlichen nicht den heteronormativen gesellschaftlichen Erwartungen, weshalb die Ausbildung einer daran ausgerichteten geschlechtsspezifischen Orientierung für sie auf Dauer nicht befriedigend sein kann. Die Jugendlichen müssen somit Freund_innen finden, deren Normen und Werte im Kontext von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt den eigenen Vorstellungen möglichst nahekommen, damit sie dort Erfahrungen machen, die grundlegend für Gleichaltrige sind: »Die Gruppen können aufgrund ihrer Vertraulichkeit auch Themen aus dem emotionalen und sexuellen Bereich aufgreifen, die in der familiären Kommunikation ausgespart bleiben; sie können damit in sensiblen Bereichen Halt und Unterstützung vermitteln, die den Eltern so nicht möglich ist« (Hurrelmann/Quenzel 2012, S. 176).

Der Freundeskreis bietet wichtige Unterstützung

In einer bislang unveröffentlichten Studie des Deutschen Jugendinstituts (DJI) mit dem Titel »Queere Freizeit« wurden LSBT*Q Jugendliche und junge Erwachsene zu ihren Erfahrungen in der Freizeit befragt (siehe Infobox auf dieser Seite). Die 14- bis 27-Jährigen verbringen ihre freie Zeit demnach – genauso wie heterosexuelle und cisgeschlechtliche junge Menschen – am liebsten mit ihren Freund_innen. Etwa zwei Drittel sind oft bzw. sehr oft mit ihnen zusammen. Junge Lesben, Schwule, Bisexuelle, trans* und queere Jugendliche aus urbanen Gegenden treffen in ihrer freien Zeit häufiger Freund_innen als LSBT*Q Jugendliche in ländlichen Regionen. Letztgenannte haben zudem deutlich weniger Freund_innen, die selbst nicht-heterosexuell bzw. nicht-cisgeschlechtlich sind. Während etwa 10 Prozent der Jugendlichen aus Großstädten angeben, keine anderen LSBT*Q Jugendlichen in ihrem Freundeskreis zu haben, ist es in ländlichen Gebieten fast ein Viertel der Befragten. Zum einen leben in Städten mehr LSBT*Q Menschen, die potenziell für Freundschaften zur Verfügung stehen. Zum anderen geht eine alters- bzw. entwicklungsbedingte Ablösung vom Elternhaus häufig damit einher, dass Jugendliche beispielsweise für eine Ausbildung, ein Studium oder den ersten Job den Wohnort wechseln und dann Gleichaltrige als neue Bezugsgruppe eine größere Rolle bei der jugendlichen Persönlichkeitsentwicklung übernehmen.

Für nicht-cisgeschlechtliche Jugendliche scheinen Schutzräume – auch in Form von Freundeskreisen – heute noch elementarer und notwendiger zu sein als für nicht-heterosexuelle Jugendliche. Beispielsweise besteht bei 38 Prozent der trans* und gender*diversen Jugendlichen der Freundeskreis ausschließlich bzw. zu mehr als der Hälfte aus LSBT*Q Jugendlichen. Bei

DJI-Studie »Queere Freizeit«: Digitale Medien, Kultur, Sport und Gleichaltrige im Alltag von LSBT*Q Jugendlichen

Die DJI-Studie »Queere Freizeit« entwickelte sich aus dem vorhergehenden Forschungsprojekt mit dem Titel »Coming-out – und dann…?!«. Dessen Ergebnisse weisen darauf hin, dass LSBT*Q Jugendliche und junge Erwachsene in ihrer Freizeit einerseits einem hohen Diskriminierungsrisiko ausgesetzt sind, gleichzeitig jedoch durch Aktivitäten und Menschen, mit denen sie ihre freie Zeit gestalten, viel Positives erleben. Um diesen ersten Hinweisen wissenschaftlich nachzugehen und Einblick in die Freizeitgestaltung von LSBT*Q Jugendlichen zu erhalten, wurden bundesweit Jugendliche zwischen 14 und 27 Jahren online befragt und 1.711 Fragebögen ausgewertet. Zudem nahmen 16 Jugendliche an qualitativen Interviews teil. Im Fokus beider Teilstudien standen die positiven wie negativen Erfahrungen in den Freizeitkontexten Internet, Sport, Jugendarbeit, (jugend)kulturelle Orte und öffentlicher Raum. Die Ergebnisse sind aufgrund der Stichprobengröße und -zusammensetzung aussagekräftig und belastbar für die befragten LSBT*Q Jugendlichen. Die Voraussetzungen für ein Verfahren der Stichprobenziehung, das auf Repräsentativität im klassischen Sinne zielt, sind in diesem Kontext nicht gegeben. Die Studie wurde zwischen September 2016 und April 2018 durchgeführt und von der Stiftung Deutsche Jugendmarke finanziert.

»Mehr als die Hälfte der Jugendlichen berichtet von Diskriminierungen im Sportverein.«

lesbischen, schwulen, bisexuellen und orientierungs*diversen Gleichaltrigen trifft das lediglich in 16 Prozent der Fälle zu. Auch im Coming-out-Prozess spielen Freund_innen eine große Rolle, zeigt die DJI-Studie »Coming-out – und dann…?!« aus dem Jahr 2015: Sie sind meist die ersten Ansprechpartner_innen beim Coming-out, bieten Unterstützung und fungieren als Vertrauensperson, wobei ihre eigene sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Zugehörigkeit eine untergeordnete Rolle spielt. Im Freundeskreis erleben die Jugendlichen zudem am wenigsten Diskriminierung aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit (siehe auch S. 13).

Im Internet treten LSBT*Q Jugendliche zum Teil authentischer auf als im realen Leben

In ihrer Freizeit gehen LSBT*Q Jugendliche – wie alle Jugendlichen – vielfältigen Beschäftigungen nach. Fast drei Viertel der Befragten sind nach den Ergebnissen der Studie »Queere Freizeit« zwischen zwei und fünf Stunden täglich online. Insbesondere während des Coming-out-Prozesses bietet das Internet durch seine Anonymität und Allgegenwärtigkeit große Unterstützung. Die Jugendlichen nutzen die Möglichkeit, sich im Web zu informieren und sich in unterschiedlichen Rollen auszuprobieren. Sie vernetzen sich mit anderen LSBT*Q Jugendlichen und engagieren sich für ihre Belange (Krell/Oldemeier 2017).

Verschiedene Studien weisen darauf hin, dass LSBT*Q Jugendliche täglich länger online sind als ihre heterosexuellen, cisgeschlechtlichen Peers – nach der Studie »out online« sind es 45 Minuten mehr pro Tag (GLSEN 2013). Im Internet treten LSBT*Q Jugendliche zum Teil authentischer auf, als im realen Leben: 73 Prozent der LSBT Jugendlichen, die im Rahmen einer amerikanischen Studie befragt wurden, geben an, dass sie online offener über sich selbst berichten, als ihnen dies in ihrem Lebensumfeld möglich ist. Im Vergleich dazu traf dies nur auf 43 Prozent ihrer heterosexuellen und cisgeschlechtlichen Peers zu (HRC 2012).

Neben solchen positiven Aspekten des Internets berichten in der DJI-Studie »Queere Freizeit« viele Jugendliche aber auch von Diskriminierungserfahrungen: Neun von zehn Studienteilnehmenden geben an, mindestens einmal im Web Diskriminierung in Bezug auf ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Zugehörigkeit erlebt zu haben. Die (vermeintliche) Anonymität des Internets senkt offenbar die Hemmschwelle, andere Menschen verbal zu attackieren. Nach einer Studie zu Hassreden im Internet nehmen diese insbesondere in sozialen Netzwerken und Foren zu (AJS/LFM 2016). Besonders häufig betroffen sind hierbei LSBT Personen (Titley 2015).

Im Sport herrschen häufig Vorstellungen über typische Geschlechterrollen

In der Freizeit Sport zu machen ist für die gegenwärtige Jugendgeneration von großer Bedeutung. In der sogenannten MediKuS-Studie des DJI über Medien, Kultur und Sport bei jungen Menschen geben mehr als 80 Prozent der Jungen an, Sport zu treiben. Bei den Mädchen sind es je nach Alter durchschnittlich 70 Prozent (Grgic/Züchner 2013). Der Anteil der in der Studie »Queere Freizeit« befragten Jugendlichen, die sportlich aktiv sind, liegt mit 66 Prozent deutlich niedriger. Von den trans* und gender*diversen Jugendlichen treibt nur rund jede_r zweite Sport. Es wird deutlich, dass »nicht alle Heranwachsenden gleichermaßen an Sport und Bewegung partizipieren, sondern große Unterschiede entlang von Ungleichheitsmerkmalen existieren« (Burrmann/Mutz 2017, S. 397).

Für trans* und gender*diverse Jugendliche stellt die strikte binäre Geschlechterordnung und die damit einhergehende Zuordnung als Frau oder Mann eine Hürde dar. Gleichzeitig ist Sport oft geprägt von Vorstellungen über typische Geschlechterrollen. Durch befürchtete oder erlebte Diskriminierung kann es zu (Selbst-)Ausgrenzung und Vermeidungsverhalten von LSBT*Q Jugendlichen kommen. Mehr als die Hälfte der Jugendlichen, die am Vereinssport teilnehmen, berichtet von Diskriminierungserfahrungen im Sport, die im Kontrast zu dessen positiven sozialen und mentalen Aspekten stehen. In der Mehrheit gehen Diskriminierungen nach Angaben der Jugendlichen von Gleichaltrigen aus, zum Beispiel von Teamkolleg_innen bzw. von anderen Sportler_innen.

Queere Angebote der Kinder- und Jugendarbeit bieten Vorteile

Obwohl nach Paragraf 1 des Achten Sozialgesetzbuches (SGB VIII) alle jungen Menschen das Recht auf Förderung ihrer individuellen Entwicklung und den Abbau von Benachteiligung haben, richtet die Kinder- und Jugendarbeit ihr Handeln häufig an den Bedürfnissen von heterosexuellen, cisgeschlechtlichen Jugendlichen aus. Nur wenige LSBT*Q Jugendliche besuchen laut der DJI-Studie Jugendzentren, die sich allgemein an Jugendliche wenden (5 Prozent). Demgegenüber nutzt jede_r fünfte Befragte ein explizit queeres Angebot. Auch unter den Jugendgruppen werden LSBT*Q Angebote am häufigsten genutzt.

Die Vorteile liegen auf der Hand: Besucher_innen von LSBT*Q Jugendgruppen und -zentren sowie dort arbeitende Pädagog_innen sind ebenfalls lesbisch, schwul, bisexuell, trans* oder gender*divers. Die Jugendlichen können in geschützten Räumen offen als LSBT*Q auftreten und erleben,

Vielfalt im Sport: Die starre Einteilung in Männer- und Frauenteams gerät in Kritik

Es gibt im Sport immer wieder Athlet_innen, die nicht in das zweigeschlechtliche System aus Mann und Frau passen und deren Leistungen deshalb infrage gestellt werden. Bekanntestes Beispiel ist wohl die südafrikanische Leichtathletin Caster Semenya, zweimalige Olympiasiegerin und Weltmeisterin über 800 Meter, deren Körper mehr von dem männlichen Sexualhormon Testosteron produziert als durchschnittlich für Frauen üblich. Mit Anfeindungen und Spott sehen sich aber nicht nur Spitzensportler_innen konfrontiert. Im konservativen US-Bundesstaat Texas ringt der 19-jährige Mack Beggs, ein junger Transgender-Mann, seit Jahren um die Anerkennung seiner sportlichen Leistungen – und seines Geschlechts.

Beggs ist Ringer. Geboren in einem weiblichen Körper, identifiziert er sich schon länger als Mann und unterzieht sich seit dem Jahr 2015 einer Hormontherapie. Im Februar 2018 gewann Beggs zum zweiten Mal die Meisterschaft der Mädchen in seiner Gewichtsklasse. Dies löste erneut Debatten und Kritik an der für Wettkämpfe der öffentlichen texanischen High Schools zuständigen University Interscholastic League (UIL) aus. Sie ist Beggs' Anfrage, an Wettkämpfen der männlichen Ringer teilnehmen zu dürfen, nicht nachgekommen. Ihre Entscheidung hat sie aufgrund des eingetragenen weiblichen Geschlechts in dessen Geburtsurkunde getroffen.

Da der UIL nur die öffentlichen Schulen in Texas unterstehen, kann Beggs seit seinem Wechsel an ein privates College in einem Männer-Team ringen – doch für die Rechte von Transgender-Jugendlichen will er sich weiter einsetzen. Tatsächlich hat die öffentliche Diskussion über die starre Einteilung in Männer und Frauen im Sport erst begonnen und reicht bis zu ganz praktischen Fragen nach gendersensiblen Umkleiden, Waschräumen oder Toiletten. Die sind nicht nur für transgeschlechtliche, sondern auch für intersexuelle Sportler_innen von Bedeutung.

Intersexuelle Athlet_innen beziehungsweise Athletinnen mit Hyperandrogenämie wie Caster Semenya geraten momentan unter anderem unter Druck, weil eine Studie ihnen deutliche Leistungsvorteile gegenüber anderen Athletinnen nachweist. Der Leichtathletik-Weltverband IAAF will vom 1. November 2018 an neue Zulassungskriterien für Mittelstreckenläuferinnen einführen. Tritt die Regel tatsächlich in Kraft, müsste Caster Semenya ihren Blut-Testosteron-Spiegel medikamentös unter einen Grenzwert senken.

Der Wissenschaftler Stéphane Bermon, der die Studie für die IAAF verfasst hat, sagte in einem Interview mit der britischen Zeitung »The Guardian«, es gebe in der Leichtathletik eine Vielzahl von Frauen mit überdurchschnittlich hohem Testosteron-Level. Deren Anteil sei dort 140-mal höher als in der durchschnittlichen weiblichen Bevölkerung. Der Sportmediziner gibt sich deshalb überzeugt, dass es zumindest in der Leichtathletik künftig eine dritte »Intersex-Kategorie« geben werde. Die Zeit sei dafür aber noch nicht reif.

Männer, Frauen, divers: Das ist immerhin eine Idee, doch es gibt viele Faktoren neben dem Geschlecht, die im Sport über Leistungsvorteile entscheiden. Mal sind es besonders lange Beine wie bei Usain Bolt, mal besonders große Füße wie bei dem Schwimmer Michael Phelps. Die Varianz der Natur ist groß, und nicht zuletzt beeinflussen auch sozialisatorische Faktoren die Leistungen im Sport, beispielsweise ungleiche Förder- und Trainingsmöglichkeiten für Mädchen und Jungen. Eine neue dritte Kategorie im Sport dürfte damit noch längst nicht der letzte Schluss sein. Birgit Taffertshofer



dass beispielsweise ihre sexuelle Orientierung als verbindender – und nicht wie im Alltag häufig als trennender – Faktor wirken kann. Sie treffen dort Gleichgesinnte, können über für sie relevante Themen sprechen, die im Alltag nicht selbstverständlich und offen angesprochen werden können (z.B. Coming-out, Liebe, Sexualität, Transitionsprozesse, Diskriminierung), und können sich in Beziehungen und Freundschaften ausprobieren.

Ein Teil dieser LSBT*Q Jugendlichen engagiert sich dort ehrenamtlich und erwirbt dabei Kompetenzen, die für den weiteren Lebensweg von Nutzen sein können. Problematisch ist, dass es bundesweit nur relativ wenige Jugendgruppen bzw. Jugendzentren gibt, die sich an lesbische, schwule, bisexuelle, trans* oder gender*diverse Jugendliche wenden. Mehrheitlich sind diese in Ballungszentren zu finden, weshalb sie für Jugendliche, die außerhalb von Großstädten leben, aus finanziellen oder zeitlichen Gründen teilweise nur schwer zu erreichen sind. Der Zugang zu einer LSBT*Q Einrichtung findet oft über persönlichen Kontakt statt, was wiederum schwierig ist, wenn die Jugendlichen keine anderen LSBT*Q Jugendlichen kennen.

Beim Besuch von (jugend)kulturellen Angeboten beispielsweise in Clubs, Discos sowie im öffentlichen Raum erfahren LSBT*Q Jugendliche sehr häufig Diskriminierung: Neun von zehn Befragten berichteten im Rahmen der Studie »Queere Freizeit« davon. Diese negativen Erfahrungen reichen vom Angestarrt-Werden über Beschimpfungen, Beleidigungen, der Androhung von Gewalt bis hin zu körperlichen Übergriffen. Überwiegend gehen diese Diskriminierungen von unbekannten Personen aus. LSBT*Q Jugendliche könnten Clubs, Discos oder Partys zwar meiden, im öffentlichen Raum müssen sie sich in ihrem Alltag allerdings dennoch bewegen. Vor dem Hintergrund, dass dort in den vergangenen Jahren die gemeldeten Übergriffe auf LSBT*Q Personen deutlich gestiegen sind (Finke 2016), stellt sich die Frage, wie diese besser geschützt werden können.

Vereine müssen ihre Strukturen überdenken und sich stärker öffnen

LSBT*Q Jugendliche machen in ihrer Freizeit einerseits viele gute Erfahrungen – häufig gemeinsam mit ihren Freund_innen. Andererseits erleben sie im Freizeitkontext auch Diskriminierung und Exklusion aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit. Zwar trägt eine in den vergangenen Jahrzehnten zunehmende rechtliche wie gesellschaftliche Gleichstellung zu einer Verbesserung der Lebenssituation von LSBT*Q Jugendlichen bei. Spezifische Belastungen und Benachteiligungen in der Freizeit sind dadurch jedoch längst nicht bewältigt. Die Jugendlichen erleben letztendlich eine (all)tägliche Ambivalenz.

Um diese jungen Menschen zu unterstützen, sind weitere gesellschaftliche und institutionelle Entwicklungs- und Veränderungsprozesse notwendig. Die stärkere Sichtbarmachung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in gesellschaftlichen, pädagogischen, politischen und wissenschaftlichen Kontexten ist dabei ebenso wichtig wie die Sensibilisierung für das Thema und eine professionelle Wissensvermittlung. Für die Kinder- und Jugendarbeit heißt das beispielsweise, dass die jeweilige Einrichtung bzw. das Personal Selbstverständnis und Haltung reflektieren und sich schrittweise für (sexuelle und geschlechtliche) Vielfalt öffnen. Mitarbeiter_innen benötigen dafür Wissen

»Jugendangebote, die sexuelle und geschlechtliche Vielfalt berücksichtigen, können in manchen Städten ein Siegel erwerben.«

über LSBT*Q und damit verbundene Aspekte wie Heteronormativität und Diskriminierung, das sie sich durch Fortbildungen aneignen können.

Besucher_innen von Jugendzentren und -gruppen müssen für das Thema sensibilisiert werden und eine geschlechtersensible Sprache auf Flyern oder in Anschreiben kann LSBT*Q sichtbar machen. Verschiedene Träger bieten Unterstützung bei solchen Öffnungsprozessen an. Durch die Umsetzung definierter Standards kann z.B. in München das Siegel „Offen für ALLE" erworben werden, mit dem Jugendangebote ausgezeichnet werden, die sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in ihrer Jugendarbeit berücksichtigen. Sportvereine sollten vorhandene Strukturen kritisch hinterfragen und überprüfen, ob ein flexiblerer Umgang mit der binären Geschlechterordnung möglich ist. Dies betrifft beispielsweise die Richtlinien für die Teilnahme von trans* und inter* Teilnehmer_innen an Sportwettkämpfen oder die Nutzung von Umkleiden, Toiletten und Duschen. Damit LSBT*Q Jugendliche Sport- und Freizeitangebote nutzen können, müssen diese als diversitätssensibel erkennbar sein. Ein weiterer Schritt in diese Richtung wäre, dass Vereine und Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe im Rahmen ihrer Öffentlichkeitsarbeit deutlich machen, dass Personen unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit willkommen sind und dass sie sich um ein offenes und möglichst diskriminierungsfreies Klima bemühen. ×

DIE AUTORIN, DER AUTOR

Claudia Krell ist Psychologin und arbeitet seit 2009 als wissenschaftliche Referentin am DJI. Nach ihrer Forschung zur anonymen Kindesabgabe befasst sie sich seit 2012 mit den Lebenssituationen von LSBT*Q Jugendlichen. Besonders überrascht bzw. gefreut hat sie das große Engagement der Jugendlichen, die sich an den drei bisherigen DJI-Studien zum Thema LSBT*Q beteiligt haben. Beispielsweise hatten sich im Rahmen der Studie »Coming-out – und dann…?!« innerhalb von zehn Tagen über 600 Jugendliche für ein Interview gemeldet. Hier wird deutlich, wie wichtig es für die Jugendlichen ist, dass ihre Situation Beachtung findet. Viele von ihnen erleben täglich, dass trotz rechtlicher und gesellschaftlicher Veränderungen sexuelle und geschlechtliche Vielfalt im Alltag nach wie vor nicht selbstverständlich und mit besonderen Herausforderungen verbunden ist.
Kontakt: krell@dji.de

George Austin-Cliff hat Soziologie und Gender Studies an der Ludwig-Maximilians-Universität München studiert. Derzeit arbeitet er als wissenschaftlicher Referent am DJI, wo er hauptsächlich im Feld der inklusiven und diversitätssensiblen Jugendforschung tätig ist. Die Ergebnisse der Studie »Queere Freizeit« empfand er – in Bezug auf das Ausmaß an Diskriminierungserfahrungen, die LSBT*Q Jugendliche in Deutschland heute noch machen – als ernüchternd, aber (leider) nicht allzu überraschend. Auch wenn einige der interviewten Jugendlichen davon berichten, aus solchen Erfahrungen spezifische Kompetenzen erworben zu haben, freut sich Austin-Cliff auf die weitere Öffnung der Gesellschaft gegenüber geschlechtlicher Diversität, vor allem im Kontext Sport: Er selbst musste während seiner Schulzeit in England viel Kreativität an den Tag legen, um der wöchentlichen Qual des für Jungs obligatorischen Rugby-Unterrichts zu entkommen.
Kontakt: austincliff@dji.de

LITERATUR

↗ ARBEITSGEMEINSCHAFT KINDER-UND JUGENDSCHUTZ (AJS) / LANDESANSTALT FÜR MEDIEN NORDRHEIN-WESTFALEN (LFM) (Hrsg.) (2016): Hate speech – Hass im Netz
↗ BURRMANN, ULRIKE / MUTZ, MICHAEL (2017): Sport- und Bewegungsaktivitäten von Jugendlichen in Deutschland. Ein aktueller Überblick im Spannungsfeld von »Versportung« und »Bewegungsmangel«. In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung, 12. Jg., H. 4, S. 385–401
↗ FINKE, BASTIAN (2016): Maneo-Report 2016
↗ GAY, LESBIAN & STRAIGHT EDUCATION NETWORK (GLSEN) (2013): Out online – The Experiences of Lesbian, Gay, Bisexual and Transgender Youth on the Internet
↗ GRGIC, MARIANA / ZÜCHNER, IVO (Hrsg.) (2013): Medien, Kultur und Sport. Was Kinder und Jugendliche machen und ihnen wichtig ist. Die MediKuS-Studie. Weinheim
↗ HUMAN RIGHTS CAMPAIGN (HRC) (Hrsg.) (2012): Growing up LGBT in America. HRC Youth Survey Report. New York
↗ HURRELMANN, KLAUS / QUENZEL, GUDRUN (2012): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. 11., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim
↗ KRELL, CLAUDIA / OLDEMEIER, KERSTIN (i.E.): Queere Freizeit – Inklusions- und Exklusionserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und *diversen Jugendlichen in Freizeit und Sport. München
↗ KRELL, CLAUDIA / OLDEMEIER, KERSTIN (2017): Coming-out – und dann…?! Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland. Opladen
↗ LANDESHAUPTSTADT MÜNCHEN (Hrsg.) (o.A.): Offen für ALLE: hetero – schwul – lesbisch – bi – trans. Eine Auszeichnung für LGBT*-freundliche Einrichtungen
↗ TITLEY, GAVEN (2015): Questions and lessons from the 2015 online survey. Presentation made at the Evaluation and Follow-up conference EYC Strasbourg, 29 May 2015



Vielfalt in der Schule fördern

Zwei Studien zeigen, wie Lehrkräfte dazu bewegt werden können, sexuelle und geschlechtliche Vielfalt sichtbar zu machen und konsequent gegen Diskriminierung einzuschreiten.

Von Ulrich Klocke, Ska Salden und Meike Watzlawik

Schwuchtel!«, »Transe!«, »Blöde Lesbe!« – solche Beschimpfungen sind in Schulen und Jugendeinrichtungen verbreitet. Queere Jugendliche sind deshalb stärker belastet als heterosexuell-cisgeschlechtliche Jugendliche (siehe Glossar S. 9). Im Vergleich versuchen sie drei bis vier Mal öfter, ihrem Leben ein Ende zu setzen (Clark u. a. 2014; Marshal u. a. 2011). Lehrkräfte und andere pädagogische Fachkräfte haben ihnen gegenüber also eine besondere Verantwortung. Doch was genau können sie tun, um die Akzeptanz für sexuelle und geschlechtliche Vielfalt zu erhöhen? Und was bewegt sie dazu, sich gegen die Diskriminierung von queeren Jugendlichen zu engagieren?

Wenn Lehrkräfte, aber auch andere pädagogische Fachkräfte die Situation von queeren Jugendlichen verbessern wollen, sollten sie einerseits sexuelle und geschlechtliche Vielfalt sichtbarer machen und sich andererseits nicht selbst (ungewollt) diskriminierend verhalten, sondern gegen Diskriminierung einschreiten. Das zeigen die Ergebnisse einer Befragung von mehr als 700 Schüler_innen aus 24 sechsten und 26 neunten

»Aufklärungsteams nutzen den positiven Effekt des persönlichen Kontakts, um Vorurteile abzubauen.«

und zehnten Klassen in 20 repräsentativ ausgewählten Berliner Schulen aller Regelschularten (Klocke 2012). Die Sichtbarkeit von Vielfalt lässt sich durch eine inklusive Gestaltung der Einrichtung sowie der Unterrichtsmaterialien und -beispiele erhöhen. Wenn Schulen oder Jugendeinrichtungen Plakate aufhängen oder Informationen auslegen, in denen auch queere Jugendliche vorkommen oder auf queere Einrichtungen hingewiesen wird, signalisiert dies den Jugendlichen, dass sie dazugehören und bei einem Coming-out oder bei Diskriminierung mit Unterstützung rechnen können. Die Inklusion von trans* und inter* Jugendlichen (siehe Glossar S. 9) wird darüber hinaus verbessert, indem auch Unisex-Toiletten zur Verfügung gestellt werden sowie Einzel-Umkleidekabinen, die unabhängig vom Geschlecht genutzt werden können.

Es gibt viele Möglichkeiten, Zugehörigkeit zu signalisieren

Unterrichtsmaterialien und -beispiele können auf ganz unterschiedliche Weise die sexuelle und geschlechtliche Vielfalt sichtbar machen (siehe Infobox S. 28). Beispielsweise kann eine Lehrkraft, die Deutsch oder eine Fremdsprache unterrichtet, einen Roman lesen lassen, in dem auch ein trans* Junge Protagonist ist. Ein Geschichtslehrer kann die Entwicklung der Idee universeller Menschenrechte am Beispiel des Kampfes gegen die Kriminalisierung und Pathologisierung von Homo- und Transsexualität veranschaulichen. Und eine Biologielehrerin kann am Beispiel von Intergeschlechtlichkeit verdeutlichen, dass auch das körperliche Geschlecht vielfältig ist und die Kategorien Mann und Frau nicht ausreichen. Auf geschlechtliche Vielfalt kann darüber hinaus dadurch aufmerksam gemacht werden, dass Unterrichtsmaterialien auch nicht geschlechtskonformes Verhalten zeigen, z. B. Jungen beim Ballett, Mädchen beim Fußball oder nicht stereotype berufliche Rollen wie Erzieher und Pilotinnen.

Es gibt auch Aufklärungsteams, die Schulen und Jugendeinrichtungen meist ehrenamtlich besuchen (siehe Infobox S. 28). Sie beantworten Fragen der Jugendlichen und nutzen zudem oft das biografische Erzählen. Dabei schildern queere Jugendliche und junge Erwachsene die eigene Lebensgeschichte, um es anderen zu ermöglichen, sich in ihre Situation einzufühlen. Empathie kann auch dadurch gefördert werden, dass eine fiktionale Geschichte oder Dokumentation in einem Buch oder Film aus der Perspektive einer queeren Person erzählt wird. Zusätzlich nutzen die Aufklärungsteams den positiven Effekt persönlichen Kontakts zu einzelnen Mitgliedern einer Gruppe auf die Einstellungen gegenüber der gesamten Gruppe, der mittlerweile in Hunderten von Studien belegt ist und insbesondere auch für Kontakt zu queeren Personen gilt (Pettigrew/Tropp 2006). Persönlicher Kontakt kann darüber hinaus dadurch hergestellt werden, dass queere Fachkräfte ebenso wie heterosexuelle Fachkräfte zu ihrer Identität stehen, beispielsweise indem sie über ihre Familie oder Partnerschaft berichten. Studien zeigen, dass sogar indirekter Kontakt Vorurteile abbaut, wenn z. B. heterosexuelle Fachkräfte Jugendlichen von queeren Freund_innen oder Familienangehörigen erzählen (Lemmer/Wagner 2015).

Fälle der Diskriminierung ansprechen und Empathie anregen

Ausdrücke wie »Schwuchtel«, »Spast« oder »Kanake« sind unter Jugendlichen als Schimpfwörter beliebt. Zwar sind diese Bezeichnungen oft nicht diskriminierend gemeint (Klocke/Peschel 2017), dennoch führen sie zu einem Klima der Ablehnung gegenüber Jugendlichen, die den bezeichneten Gruppen angehören. Darüber hinaus lästern etwa vier von zehn Berliner Schüler_innen über Personen, weil diese für lesbisch oder schwul gehalten werden, und mehr als die Hälfte macht sich über nicht geschlechtskonformes Verhalten lustig. Dass oft mehrere Jahre zwischen dem inneren und äußeren Coming-out von Jugendlichen vergehen (siehe auch S. 13), ist vor diesem Hintergrund nachvollziehbar. Queere Jugendliche trauen sich ganz offensichtlich nicht, genauso selbstverständlich zu ihrer Identität zu stehen wie heterosexuell-cisgeschlechtliche Jugendliche. Deshalb ist es ein Trugschluss, wenn pädagogische



Fachkräfte annehmen, dass es in ihrer Einrichtung keine queeren Personen gibt und sie sich daher nicht für Vielfalt und gegen Diskriminierung engagieren müssen.

Doch wie können pädagogische Fachkräfte mit Diskriminierungen umgehen? Zunächst einmal sollten sie sich fragen, ob sie nicht selbst ungewollt diskriminieren, z. B. indem sie nicht geschlechtskonformes Verhalten durch ein »Stell dich nicht so mädchenhaft an!« oder ähnliche Reaktionen abwerten. Je häufiger sie dies tun, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sich in ihrem Umfeld auch Jugendliche diskriminierend verhalten. Stattdessen sollten pädagogische Fachkräfte intervenieren, wenn sie Diskriminierungen erkennen. Dabei geht es keineswegs um moralisch entrüstete Reaktionen, sondern vielmehr darum, Gelegenheiten zu bieten, in denen Jugendliche über die Gründe für ihr Verhalten reflektieren können (»Weshalb ist das für dich ein Schimpfwort?«), und Empathie anzuregen (»Würdest du dich trauen, dazu zu stehen, schwul zu sein, wenn ›schwul‹ dauernd als Schimpfwort verwendet wird?«). Wenn es nicht möglich ist, Jugendliche auf diese Art und Weise zu überzeugen, kann mit einem Verweis auf übergeordnete Normen (z. B. Schulleitbild, Schulgesetz, Menschenrechte) verdeutlicht werden, dass Diskriminierung nicht geduldet wird.

Wie sich die Situation queerer Schüler_innen verbessern lässt: Informationen und Empfehlungen

Auf den Websites der Bildungsinitiative »Queerformat« und des Hamburger Bildungsservers sind Empfehlungen formuliert, wie Lehrkräfte sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in den Unterricht einbinden, mit Diskriminierungen umgehen und die Situation queerer Jugendlicher verbessern können. Die Bildungs- und Aufklärungsprojekte zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt sind im Bundesverband »Queere Bildung« vernetzt. Auf dessen Website gibt es unter anderem eine Übersicht über sämtliche Projekte in Deutschland.

www.queerformat.de
www.bildungsserver.hamburg.de/identitaetsfindung
www.queere-bildung.de
www.schule-der-vielfalt.de

Vielfaltsdimensionen in Schulgesetzen und Lehrplänen berücksichtigen

Eine bundesweite Befragung von mehr als 1.000 Lehrkräften (Klocke/Latz/Scharmacher 2016) und eine Befragung von mehr als 500 pädagogischen Fachkräften aus 43 repräsentativ ausgewählten Berliner Schulen (Klocke/Salden/Watzlawik, in Vorb.) liefern Hinweise, was pädagogische Fachkräfte dazu bewegt, gegen Diskriminierung zu intervenieren sowie sexuelle und geschlechtliche Vielfalt zu berücksichtigen. Demnach spielen entsprechende Inhalte im Studium bzw. in der Ausbildung oder in anschließenden Fortbildungen eine entscheidende Rolle. Besonders relevant ist es für pädagogische Fachkräfte zu wissen, wie sie im Falle von Diskriminierung adäquat intervenieren und dass sie mit ihrem eigenen Verhalten Jugendliche positiv beeinflussen können. Hilfreich ist zudem ein Bewusstsein dafür, dass es in der eigenen Zielgruppe sehr wahrscheinlich queere Jugendliche gibt, auch wenn sich diese nicht zu erkennen geben. Die Befragung der pädagogischen Fachkräfte in Berlin zeigt, dass sie insbesondere über Trans- und Intergeschlechtlichkeit bisher wenig wissen, vielen ist nicht einmal die Bedeutung der Begrifflichkeiten bekannt. Ein gewisses Grundwissen ist allerdings Voraussetzung dafür, dass Fachkräfte die Themen souverän ansprechen können.

Lehrkräfte, die Fächer unterrichten, in denen der Lehrplan die Auseinandersetzung mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt vorsieht, und die passende Lehrmaterialien kennen, berücksichtigen diese Themen deutlich häufiger. Doch insbesondere zu Trans- und Intergeschlechtlichkeit kennen nur wenige Lehrkräfte geeignete Materialien. Wichtig ist deshalb, dass Vielfaltsdimensionen in allen relevanten Lehrmaterialien berück-

sichtigt werden, sei es auf Bildern oder im Text. Dafür ist eine Verankerung in Schulgesetzen und Rahmenlehrplänen notwendig. Denn nur unter dieser Bedingung produzieren Schulbuchverlage entsprechendes Material. Zusätzlich könnten die Rahmenlehrpläne auf bestehende Materialsammlungen hinweisen, wie etwa auf das bundesweite Projekt »Schule der Vielfalt« oder die Berliner Bildungsinitiative »Queerformat«.

In Schulen mit inklusivem Antimobbing-Leitbild kommt es seltener zum Suizid

Außerdem ist die Entwicklung eines Leitbilds, in dem Mobbing geächtet wird, zielführend, um die Lehrkräfte zum Handeln zu bewegen. Wichtig dabei ist allerdings, dass relevante Diskriminierungsdimensionen, z. B. sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität, explizit genannt werden und dass das Leitbild immer wieder neu in Erinnerung gerufen wird. So zeigt die Berliner Befragung, dass nicht der objektive Inhalt des Leitbilds einen Einfluss hat, sondern die subjektive Annahme zu seinem Inhalt: Pädagogische Fachkräfte engagieren sich mehr für queere Schüler_innen, wenn sie davon ausgehen, dass im Leitbild ihrer Schule viele Diskriminierungsdimensionen explizit benannt sind, unabhängig davon, ob das tatsächlich der Fall ist. Eine amerikanische Studie zeigt darüber hinaus, dass die Suizid-Rate insbesondere bei queeren Jugendlichen geringer ist, wenn an deren Schule ein solches inklusives Antimobbing-Leitbild existiert (Hatzenbuehler/Keyes 2013). Um das Leitbild bekannt zu machen und im Schulalltag aktiv umzusetzen, sollte (beispielsweise durch die Lehrpläne) klar geregelt sein, wer zu welchem Zeitpunkt für seine Thematisierung verantwortlich ist.

Nicht zuletzt spielt nach den Studienergebnissen der eigene persönliche Kontakt zu queeren Menschen insbesondere bei der Thematisierung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in der Schule eine bedeutende Rolle. Offenbar fällt es pädagogischen Fachkräften leichter, das Thema anzusprechen und dafür anschauliche Beispiele zu finden, wenn sie sich dabei auch auf den persönlichen Alltag beziehen können. Jede queere Person kann also einen kleinen Beitrag leisten, indem sie gerade gegenüber Menschen, die beruflich mit Kindern und Jugendlichen zu tun haben, offen mit ihrer eigenen Identität umgeht. Gleichwohl darf eine Gesellschaft die Zuständigkeit für den Abbau von Diskriminierung und das Erreichen von Inklusion nicht auf individuelle Anstrengungen betroffener Personen übertragen. Die Mehrheitsgesellschaft und ihre Institutionen, in diesem Fall Regierungen, Schulen, Jugend- und Bildungseinrichtungen, stehen in der Verantwortung, ein Lernumfeld zu schaffen, in dem sich alle Kinder und Jugendlichen gleichermaßen zugehörig fühlen können. ×

DIE AUTOR_INNEN

Ulrich Klocke ist Sozialpsychologe an der Humboldt-Universität zu Berlin. Er forscht und lehrt zu Vorurteilen und Diskriminierung, insbesondere gegenüber queeren Personen, und wie man sie abbauen kann. Darüber hinaus befasst er sich mit Diversität in Organisationen, Geschlechternormen, dem Glauben an einen freien Willen sowie Entscheidungsprozessen in Teams.
Kontakt: klocke@hu-berlin.de

Ska Salden ist wissenschaftliche*r Mitarbeiter*in im Department Psychologie an der Sigmund Freud Privat Universität (SFU) Berlin. Die Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind unter anderem Anti-Diskriminierung, Intersektionalitäts- und Genderforschung.
Kontakt: salden@sfu-berlin.de

Meike Watzlawik ist Professorin für Entwicklung und Kultur an der Sigmund Freud Privat Universität (SFU) Berlin. Die Untersuchung unterschiedlicher Aspekte der Identität steht im Mittelpunkt ihrer Forschung, z. B. die Entwicklung der sexuellen Identität der Adoleszenz, der Einfluss von Geschwisterbeziehungen auf die Identitätsentwicklung, Paaridentität und berufliche Identität.
Kontakt: meike.watzlawik@sfu-berlin.de

LITERATUR

↗ CLARK, TERRYANN C. u. a. (2014): The health and well-being of transgender high school students: Results from the New Zealand Adolescent Health Survey (Youth'12). Journal of adolescent health, 55. Jg., H. 1., S. 93–99
↗ HATZENBUEHLER, MARK L. / KEYES, KATHERINE M. (2013): Inclusive anti-bullying policies and reduced risk of suicide attempts in lesbian and gay youth. Journal of adolescent health, 53. Jg., H. 1, S. 21–26
↗ KLOCKE, ULRICH (2012): Akzeptanz sexueller Vielfalt an Berliner Schulen: Eine Befragung zu Verhalten, Einstellungen und Wissen zu LSBT und deren Einflussvariablen. Berlin
↗ KLOCKE, ULRICH (2016): Homophobie und Transphobie in Schulen und Jugendeinrichtungen: Was können pädagogische Fachkräfte tun? Vielfalt-Mediathek
↗ KLOCKE, ULRICH / LATZ, SABRINA / SCHARMACHER, JULIAN (2016): Schule unterm Regenbogen? Einflüsse auf die Berücksichtigung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt durch Lehrkräfte. Unveröffentlichtes Manuskript, Institut für Psychologie, Humboldt-Universität zu Berlin
↗ KLOCKE, ULRICH / PESCHEL, JULIA (2017): »Spast! Schwuchtel! Kanake!« Gruppenbezogene Beleidigungen unter Jugendlichen: Verbreitung und Einflussfaktoren. Vortrag im Rahmen der 16. Tagung der Fachgruppe Sozialpsychologie der DGPs, Ulm
↗ KLOCKE, ULRICH / SALDEN, SKA / WATZLAWIK, MEIKE (in Vorb.): Lsbti* Jugendliche in Berlin: Wie nehmen pädagogische Fachkräfte ihre Situation wahr und was bewegt sie zum Handeln? Berlin
↗ LEMMER, GUNNAR / WAGNER, ULRICH (2015): Can we really reduce ethnic prejudice outside the lab? A meta-analysis of direct and indirect contact interventions. European Journal of Social Psychology, 45. Jg., H. 2, S. 152–168
↗ MARSHAL, MICHAEL P. u. a. (2011): Suicidality and depression disparities between sexual minority and heterosexual youth: A meta-analytic review. Journal of adolescent health, 49, S. 115–123
↗ PETTIGREW, THOMAS F. / TROPP, LINDA R. (2006): A meta-analytic test of intergroup contact theory. Journal of Personality and Social Psychology, 90, S. 751–783

Eltern streben nach mehr Familienzeit

Die DJI-Wissenschaftlerinnen Sabine Walper und Shih-cheng Lien erforschen die Zeitverwendung in Familien. Ihre Studie weist auf ein neues Verständnis von Partnerschaft und Aufgabenteilung hin.

Von Birgit Taffertshofer



Viele Eltern schätzen den Urlaub vor allem aus einem Grund: Sie haben dann Zeit für die Familie – jenseits des stressigen Alltags zwischen Job, Kindergarten und Flötenunterricht. Wie wichtig Paaren gemeinsame Familienzeit ist, macht eine Studie des Deutschen Jugendinstituts (DJI) deutlich. Das Ergebnis klingt zunächst paradox: Engagieren sich Väter stärker in der Kinderbetreuung, folgt daraus keineswegs ein Zeitgewinn für die Mütter. Die Ursache ist ein neues Verständnis von Elternschaft und Aufgabenteilung.

Frauen und Männer wollen den Familienalltag gemeinsam gestalten

Die DJI-Wissenschaftlerinnen Sabine Walper und Shih-cheng Lien werteten Tagebuchprotokolle von 665 Paarhaushalten in Deutschland mit mindestens einem Kind unter zehn Jahren aus. Als Grundlage dienten die Daten der Zeitverwendungserhebung des Statistischen Bundesamts aus den Jahren 2012/2013. »Die empirischen Analysen zeigen, dass in Familien mit aktiven Vätern die Partnerinnen nicht weniger, sondern ebenfalls mehr Zeit für die Kinderbetreuung aufbringen«, sagt DJI-Forschungsdirektorin Walper. Die Betreuungszeiten der Männer werden vor allem als gemeinsame Zeit genutzt. Die Studienergebnisse entsprechen dem Trend einer Intensivierung von Elternschaft: Väter wie Mütter verwenden heute durchschnittlich mehr Zeit für die Kinderbetreuung, obwohl die Kinderzahl in den Familien im vergangenen Jahrzehnt gesunken ist und die Dauer zugenommen hat, die Kinder in Kita oder Schule verbringen.

Die Ergebnisse der DJI-Auswertungen sind 2018 unter dem Titel »Routinebetreuung und interaktive ›Quality Time‹: Was beeinflusst, wie viel Zeit Väter wie mit ihren Kindern verbringen?« in der Zeitschrift für Familienforschung (Heft 1) erschienen. Der Artikel fokussiert das Engagement von 665 Vätern in Paarhaushalten mit unter zehnjährigen Kindern in zwei zentralen Aktivitätsbereichen: erstens der Routinebetreuung der Kinder und zweitens interaktiven Aktivitäten. Anhand der Zeitverwendungserhebung des Statistischen Bundesamts 2012/2013 werden neben dem zeitlichen Umfang für jeden Aktivitätsbereich auch hierfür relevante Einflussfaktoren anhand von Regressionsanalysen untersucht.



Die DJI-Auswertungen bestätigen Ergebnisse internationaler Zeitbudgetstudien. Demnach verändern sich in den meisten hoch entwickelten Industrieländern, auch den nordeuropäischen mit guter Infrastruktur für Kinder, Zeitbedarf und Zeitaufwand für Mütter weder durch zusätzliche Kinderbetreuungsangebote noch durch ein verstärktes Engagement der Väter. Vielmehr offenbart sich ein veränderter Anspruch an Familienleben und Partnerschaft: Während im traditionellen Familienmodell die Aufgaben von Mutter und Vater funktional aufgeteilt waren, wollen Frauen und Männer heute den Familienalltag gemeinsam gestalten. Partnerschaft bedeutet für sie auch, sich gemeinschaftlich um die Kinder zu kümmern.

Nötig sind bessere Möglichkeiten für Eltern, vollzeitnah in Teilzeit zu arbeiten

Die Ergebnisse der DJI-Auswertungen machen deutlich, dass familienpolitische Maßnahmen, die sich alleine auf die Entlastung der Eltern von Betreuungsaufgaben konzentrieren, nicht ausreichen, um sie bei der Verwirklichung ihrer Vorstellung von Familie zu unterstützen. Denn mehr Betreuungsangebote schaffen nicht mehr Familienzeit. Wichtig sind auch bessere Möglichkeiten für Eltern, in vollzeitnaher Beschäftigung zu arbeiten – ohne dass sie ökonomische Einschnitte und Karrierenachteile in Kauf nehmen müssen. ×



Sabine Walper ist die Forschungsdirektorin des DJI. Arbeitsschwerpunkte der Psychologin sind unter anderem Scheidungs- und Stieffamilienforschung mit besonderem Blick auf die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Aktuell leitet Walper die Sachverständigenkommission, die bis zum Jahr 2020 im Auftrag des Bundesfamilienministeriums den Neunten Familienbericht erstellt.
Kontakt: walper@dji.de



Shih-cheng Lien ist wissenschaftliche Referentin in der Abteilung »Familie und Familienpolitik« am DJI. Ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind soziale Ungleichheit, Familienforschung und sozialwissenschaftliche Perspektiven in der Raum- und Stadtforschung.
Kontakt: lien@dji.de

Mobbing an Berufsschulen

DJI-Wissenschaftlerin und Buchautorin Tatjana Mögling erklärt, warum Lehrkräfte oft nichts bemerken und wie Schulen vorbeugen können.

Viele Schülerinnen und Schüler an beruflichen Schulen sind mit Mobbing konfrontiert. Lehrkräfte bekommen davon häufig nichts mit. Im Interview erklärt DJI-Wissenschaftlerin Tatjana Mögling die Ursachen. Zusammen mit Frank Tillmann und Anna Wisniewski, die ebenfalls im Forschungsschwerpunkt »Übergänge im Jugendalter« am Deutschen Jugendinstitut (DJI) tätig sind, hat sie Mobbing-Fälle in acht Berufsschulklassen untersucht und dazu Lehrkräfte sowie Schülerinnen und Schüler befragt.

DJI Impulse: **Frau Mögling, warum tritt Mobbing an Berufsschulen häufiger auf als an anderen Schulen?**
Tatjana Mögling: Mobbing-Prozesse unter älteren Schülerinnen und Schülern laufen generell nicht so offen ab und sind daher weniger sichtbar. Gerade an den großen, anonymen Berufsbildungszentren müssen die Täterinnen und Täter zudem weniger mit Interventionen seitens der Lehrkräfte rechnen. Mobbing geschieht heute an Berufsschulen ausschließlich in »Tateinheit« mit Cybermobbing, das sich vielfach der Aufmerksamkeit der Fachkräfte entzieht. Und viele wollen es – so unsere Erfahrungen – auch gar nicht so genau wissen. Gleichzeitig sehen sich die Eltern der jungen Erwachsenen nicht mehr so sehr in einer Beschützerrolle wie bei Schulkindern.

Was führt dazu, dass eine Schülerin oder ein Schüler gemobbt wird?
Jegliche Abweichung von der im Klassenverband definierten »Normalität« – zum Beispiel in Bezug auf Äußerlichkeiten,



Die Ergebnisse der von der Aktion Mensch geförderten DJI-Studie sind 2018 unter dem Titel »Mobbing an beruflichen Schulen« im Verlag Beltz Juventa erschienen. Bei dem Forschungsprojekt wurden an vier Schulstandorten in Niedersachsen und Sachsen-Anhalt Mobbing-Fälle in acht ausgewählten Berufsschulklassen untersucht. Es wurden insgesamt 24 qualitative Interviews mit Schulsozialarbeiterinnen und -sozialarbeitern, Beratungslehrkräften sowie beteiligten Jugendlichen geführt. Darüber hinaus bildet die Studie das soziale Gefüge innerhalb der Klassen ab – einschließlich der Täter-Opfer-Beziehungen. Auf Basis der Ergebnisse und eines Expertenworkshops mit Vertreterinnen und Vertretern aus Wissenschaft und Fachpraxis erarbeitete das Forscherteam auch Vorschläge für die Weiterentwicklung von Interventionsansätzen.

ethnische Herkunft oder Leistungsniveau – kann Auslöser für Mobbing sein. Aber auch singuläre Ereignisse, wie etwa die situative Verletzung der Gruppen-Loyalität, liefern Anlässe bzw. Vorwände für eine Verfestigung von »negativer Kommunikation«, als die Mobbing vielfach beschrieben wird.

Wie läuft das konkret ab?
Anhand unserer Fallstudien haben wir drei Konfliktstufen identifiziert: Eine Konfrontationsphase, die sich an Konflikten entzündet, geht in eine Verfestigungsphase über, die das eigentliche Mobbing ausmacht. Diese mündet schließlich in eine Rückzugsphase, in der die Betroffenen die fortgesetzten Übergriffe nicht mehr aushalten können und den einzigen Ausweg darin sehen, der Schule fernzubleiben.

Was können Berufsschulen tun, um es gar nicht erst so weit kommen zu lassen?
Auf Klassenebene können teambildende Maßnahmen vor allem zu Beginn der Ausbildung hilfreich sein. Außerdem empfehlen wir Lehrkräften, gemeinsam mit Schülerinnen und Schülern einen sozialen Verhaltenskodex zu erarbeiten. Auf der Ebene der Schule raten wir zu einem Achtsamkeitskonzept, das alle am schulischen Leben Beteiligten für Gewaltfreiheit sensibilisiert. Zudem sollte die Schulsozialarbeit an Berufsschulen gestärkt werden, die eine wichtige Mediationsfunktion erfüllt. Zur Prävention eignen sich eigentlich alle Initiativen, die einer langfristigen Verbesserung des sozialen Miteinanders an der Schule dienen.

Sind die Fachkräfte ausreichend geschult?
Die meisten Lehrkräfte können sich kaum in die mediatisierte Welt von Jugendlichen hineinversetzen. Dies wäre nötig, um jungen Menschen das sichere Agieren beim Auftreten von konkreten Mobbingvorfällen zu vermitteln. Schulungen, auch zu rechtlichen Aspekten oder zu Ansätzen einer gewaltfreien Schulentwicklung, wären deshalb wichtig.

Welche Unterstützungsangebote gibt es für Betroffene?
Niemand muss sich mit seinem Schicksal abfinden. Für Jugendliche gibt es spezielle Beratungsstellen, wie zum Beispiel FairKom in Kiel, MobbingHelp in Halle (Saale) oder das Jugendinformationszentrum (JIZ) in München. Außerdem ist eine von der EU geförderte Anti-Mobbing-App empfehlenswert. ×

Interview: Felicitas von Aretin



Tatjana Mögling ist wissenschaftliche Referentin im Forschungsschwerpunkt »Übergänge im Jugendalter« des DJI. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind soziale Exklusionsprozesse bei Jugendlichen sowie Übergangsverläufe von der Schule in Ausbildung und Arbeit.
Kontakt: moegling@dji.de

Kindesmissbrauch in der Familie – und die Folgen für Geschwister

Eine Studie von DJI-Wissenschaftlerin Susanne Witte weist auf ein erhöhtes Risiko für Geschwister hin, ebenfalls Opfer zu werden.

Von Uta Hofele

Susanne Witte ist wissenschaftliche Referentin in der Fachgruppe »Familienhilfe und Kinderschutz« am Deutschen Jugendinstitut (DJI). Für ihre Studie zur Häufung von Viktimisierungserfahrungen bei Geschwistern wurde sie im Juni 2018 mit dem mit 3.000 Euro dotierten Systemischen Forschungspreis ausgezeichnet.
Kontakt: witte@dji.de





Wird ein Kind in der Familie sexuell missbraucht, misshandelt oder vernachlässigt, ist das Risiko, dass sein Bruder oder seine Schwester ebenfalls Opfer von sexuellem Missbrauch oder einer anderen Form der Kindeswohlgefährdung wird, vier Mal so groß wie in anderen Familien. Das zeigt eine Studie von DJI-Wissenschaftlerin Susanne Witte, die erstmals in Deutschland die Situation von Geschwistern in diesem Kontext untersucht hat. Anhand des vielfach erprobten »Childhood Trauma Questionnaire« befragte Witte online mehr als 4.500 Erwachsene zu möglichen Misshandlungs- und Missbrauchserfahrungen in ihrer Kindheit sowie zu ihren Geschwisterbeziehungen und zur aktuellen psychischen Belastung. Bei 870 Teilnehmenden war es anschließend möglich, einen Bruder oder eine Schwester für dieselbe Befragung zu gewinnen.

Von den Erstbefragten gaben 14 Prozent an, dass sie in ihrer Kindheit sexuell missbraucht wurden: 6 Prozent leicht bis mittel, 5 Prozent mittel bis schwer und 3 Prozent schwer bis sehr schwer. Frauen berichteten signifikant häufiger von sexuellem Missbrauch als Männer. Ein Großteil berichtete zudem von mindestens einer weiteren Form von Misshandlung oder Vernachlässigung. Die Befragung der Geschwister der Opfer zeigte, dass diese einem erhöhten Risiko für sexuellen Missbrauch und andere Formen der Kindeswohlgefährdung ausgesetzt sind.

Trotz dieser Gefahr und möglicher psychischer Beeinträchtigungen bis ins Erwachsenenalter berücksichtigen Kinderschutzverfahren die Belange von Geschwistern derzeit nur unzureichend: »Die Ergebnisse zeigen, dass bei einem Verdacht auf Kindeswohlgefährdung in einer Familie auch die Situation der Geschwister abgeklärt werden muss«, sagt Witte. Dies sei zeitintensiv und passiere je nach personellen Ressourcen aktuell nur teilweise im Rahmen einer familienbasierten Fallbearbeitung im Jugendamt. Stattdessen wäre es sinnvoll, diese Prüfung in den Leitlinien und Handlungsanweisungen für Kinderschutzverfahren zu verankern. Geschwister seien auch dann einem erhöhten Risiko ausgesetzt, wenn sie nicht im selben Haushalt leben.

Vor allem sexueller Missbrauch sowie emotionale Vernachlässigung, beispielsweise durch Beschimpfungen und Herabwürdigungen, beeinträchtigen die psychische Gesundheit der betroffenen Kinder und ihrer Geschwister bis ins Erwachsenenalter. Hinzu kommt, dass die Heranwachsenden zusätzlich durch schlechtere Geschwisterbeziehungen belastet sind: In Familien, in denen Missbrauch, Misshandlung oder Vernachlässigung vorkommen, streiten Geschwister häufiger und haben ein weniger vertrauensvolles Verhältnis zueinander. ×



Die Ergebnisse der Studie sind 2018 unter dem Titel »Geschwister im Kontext von Misshandlung, Missbrauch und Vernachlässigung« im Verlag Beltz Juventa erschienen. Die Untersuchung hat Susanne Witte für ihre Dissertation an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München durchgeführt. Betreut wurde sie dabei von Sabine Walper, Forschungsdirektorin des DJI und Professorin an der LMU, sowie von Jörg M. Fegert, Ärztlicher Direktor der Abteilung für Kinder- und Jugendpsychiatrie/Psychotherapie am Universitätsklinikum Ulm.

AKTUELLES



DJI-Jahrestagung am 13. und 14. November 2018 in Berlin

In Deutschland ist die Realisierung der Kinderrechte bis heute ein langwieriger und schwieriger Prozess. Zwar ist die UN-Kinderrechtskonvention im Jahr 1992 von der Bundesrepublik ratifiziert worden, jedoch mit einer Einschränkung für geflüchtete Kinder: Sie konnten bis dahin schon ab einem Alter von 16 Jahren in Abschiebehaft genommen werden. Die Regelung wurde erst im Jahr 2010 aufgehoben. Im selben Jahr entschied das Bundesverfassungsgericht, dass alle Kinder ein Recht darauf haben, dass ihr materielles Existenzminimum unabhängig von dem ihrer Eltern berechnet wird. Diese Schlaglichter machen deutlich, dass Kinderrechte zu ratifizieren nur das eine ist, ob und inwieweit Politik und Gesellschaft diese Rechte respektieren das andere. Die diesjährige Jahrestagung des Deutschen Jugendinstituts (DJI) beschäftigt sich in Foren und Vorträgen mit der Bedeutung der Kinderrechte und deren Umsetzung in der Kinder- und Jugendhilfe sowie weiteren relevanten Lebensbereichen. Die Teilnahme ist kostenfrei. Programm und Anmeldung: *www.dji.de/jahrestagung2018*



Jugendlicher Extremismus: Vorverurteilungen vermeiden

Kinder haben einen Anspruch auf besonderen rechtlichen Schutz und sind vor dem Gesetz stets als Kinder zu behandeln. Das gilt auch, wenn sie in Gewalt- und Terrorhandlungen verstrickt oder dessen verdächtigt werden. So lautet die Kernbotschaft der Schlussdeklaration von Paris, die die Ergebnisse des Weltkongresses »Justice for Children« zusammenfasst. Auf Einladung von sechs internationalen Organisationen diskutierten über 900 Mitglieder aus 95 Nationen, wie die Rechte von Kindern und Jugendlichen weltweit in den verschiedenen Justizsystemen besser verankert werden könnten. Michaela Glaser stellte Ergebnisse aus der Arbeits- und Forschungsstelle Rechtsextremismus und Radikalisierungsprävention am Deutschen Jugendinstitut vor. Gemeinsam mit Susanne Johansson vom Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik sowie dem Leiter der Beratungsstelle Legato, André Taubert, und dem Mitbegründer des Vereins Ufuq, Götz Nordbruch, sprach sich Michaela Glaser dafür aus, insbesondere in der Präventionsarbeit mit muslimischen Jugendlichen sehr zurückhaltend mit Radikalisierungsvermutungen zu sein. Denn auch erlebte Diskriminierung auf Grund von Religion könne die Bereitschaft fördern, sich für extreme Richtungen des Islams zu entscheiden.

PERSONELLES

↗ DJI-Forschungsdirektorin Sabine Walper leitet Sachverständigenkommission des Neunten Familienberichts



Die Forschungsdirektorin des Deutschen Jugendinstituts (DJI), Sabine Walper, ist im Juli 2018 zur Vorsitzenden der Sachverständigenkommission des Neunten Familienberichts gewählt worden. Zusammen mit sechs weiteren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern wird sie im Auftrag von Bundesfamilienministerin Franziska Giffey die soziale, ökonomische sowie rechtliche Situation von Eltern und Familien in Deutschland untersuchen und Handlungsempfehlungen für die Politik formulieren. Gesellschaftliche Entwicklungen führen zu veränderten Formen von Elternschaft und zu steigenden Ansprüchen: Es gibt mehr getrennt Erziehende, mehr Patchwork-Familien sowie mehr Eltern mit Migrationshintergrund. Mütter kehren früher in den Beruf zurück, und auch Väter wollen Arbeit und Familienleben miteinander vereinbaren. »Strukturen und Rahmenbedingungen für Eltern und Kinder müssen so verbessert werden, dass sie zu den veränderten Lebensrealitäten passen und Familien den neuen Ansprüchen gerecht werden können«, sagt Walper. Unterstützt wird die Sachverständigenkommission bei der redaktionellen Erstellung des Berichts sowie bei der Auswertung von Daten durch das DJI, das die Geschäftsführung übernimmt.

LESE-TIPPS

Mariana Grgic, Birgit Riedel, Lena Sophie Weihmayer, Nina Weimann-Sandig, Lisa Wirner

Quereinsteigende auf dem Weg zur Fachkraft

Ergebnisse einer qualitativen Studie in den Berufsfeldern Kindertagesbetreuung und Altenpflege

Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung 2018
392. Band der Reihe Study | 151 Seiten
www.dji.de/quereinstieg



Der Quereinstieg ist eine vielversprechende Option, um dem Fachkräftemangel in der Kindertagesbetreuung und Altenpflege zu begegnen. Eine Studie des Deutschen Jugendinstituts (DJI) zeigt, dass dadurch motivierte und reflektierte Mitarbeitende gewonnen werden können. Allerdings müssen sich Kindertageseinrichtungen und Pflegeheime für eine erfolgreiche Integration von Quereinsteigenden organisatorisch weiterentwickeln. Welche Schwierigkeiten mitunter in diesem Prozess auftreten und welche Voraussetzungen dazu beitragen, dass ein Quereinstieg erfolgreich verläuft, beschreibt die Studie auf Basis von Befragungsergebnissen: In den Jahren 2014 bis 2016 wurden Gruppendiskussionen mit Quereinsteigenden geführt sowie Interviews mit Lehrenden an Fachschulen und Leitungskräften in der Kindertagesbetreuung und Altenpflege. Die Studie wurde von der Hans-Böckler-Stiftung finanziert und ist in ihrer Reihe »Study« erschienen.

Arbeitsstelle Kinder- und Jugendhilfestatistik

Kommentierte Daten der Kinder- und Jugendhilfe 1/2018

www.akjstat.tu-dortmund.de

Anlässlich des 20-jährigen Bestehens der »Kommentierten Daten der Kinder- und Jugendhilfe« (KomDat) ist eine Jubiläumsausgabe mit breitem Themenspektrum erschienen. Die Autorinnen und Autoren der Arbeitsstelle Kinder- und Jugendhilfestatistik (AKJStat) in Dortmund beschreiben in ihren Beiträgen die Entwicklungen in den vergangenen 20 bis 25 Jahren für die Themenfelder Personal in der Kinder- und Jugendhilfe, Kindertagesbetreuung, Hilfen zur Erziehung, Kinderschutz sowie Kinder- und Jugendarbeit. Zudem gehen sie auf Möglichkeiten und Grenzen von kommunalen Datenauswertungen sowie auf Veränderungen in der Statistik seit den 1990er-Jahren ein. Die AKJStat ist seit 2002 Teil des Forschungsverbunds DJI/TU Dortmund und wird gefördert vom Bundesfamilienministerium sowie vom Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen.



Das **Deutsche Jugendinstitut e.V. (DJI)** ist ein sozialwissenschaftliches Forschungsinstitut mit den Abteilungen »Kinder und Kinderbetreuung«, »Jugend und Jugendhilfe«, »Familie und Familienpolitik«, »Zentrum für Dauerbeobachtung und Methoden« sowie dem Forschungsschwerpunkt »Übergänge im Jugendalter«. Es führt sowohl eigene Forschungsvorhaben als auch Auftragsforschungsprojekte durch. Die Finanzierung erfolgt überwiegend aus Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und den Bundesländern. Weitere Zuwendungen erhält das DJI im Rahmen von Projektförderungen vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, Stiftungen und anderen Institutionen der Wissenschaftsförderung. Das DJI hat seinen Sitz in München sowie eine Außenstelle in Halle (Saale).

www.dji.de

IMPRESSUM

Herausgeber:
Deutsches Jugendinstitut e.V.
Nockherstraße 2, 81541 München
Presserechtlich verantwortlich:
Prof. Dr. Thomas Rauschenbach

Redaktion:
Birgit Taffertshofer
Telefon: 089 62306-180, Fax: -265
E-Mail: taffertshofer@dji.de

Uta Hofele
Telefon: 089 62306-173, Fax: -265
E-Mail: hofele@dji.de

Brita Maria Köstner (Schlussredaktion)

Abonnement und Vertrieb:
Brita Maria Köstner
Telefon: 089 62306-241, Fax: -265
Dido zu Dohna
Telefon: 089 62306-257, Fax: -265

www.dji.de/impulse

Gestaltung:
FunkE Design
Sandra Koch, Julia Kessler
www.funk-e.de

Druck und Versand:
Pinsker Druck & Medien GmbH, Mainburg

Auflage: 7.000

Fotonachweis:
Titelseite: iStockphoto;
S. 3, 31, 32, 33, 34 unten: David Ausserhofer;
S. 4, 30: Shutterstock; S. 7: katdoubleve / Photocase;
S. 20: petfed / Photocase; S. 13: AdobeStock;
S. 10, 13, 24, 26, 28, 30: iStockphoto; S. 19: Uta Hofele;
S. 34 oben: Yves Sucksdorff

ISSN 2192-9335

DJI Impulse erscheint viermal im Jahr. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autorinnen und Autoren wieder. Ein kostenloser Nachdruck ist nach Rücksprache mit der Redaktion sowie unter Quellenangabe und gegen Belegexemplar gestattet.

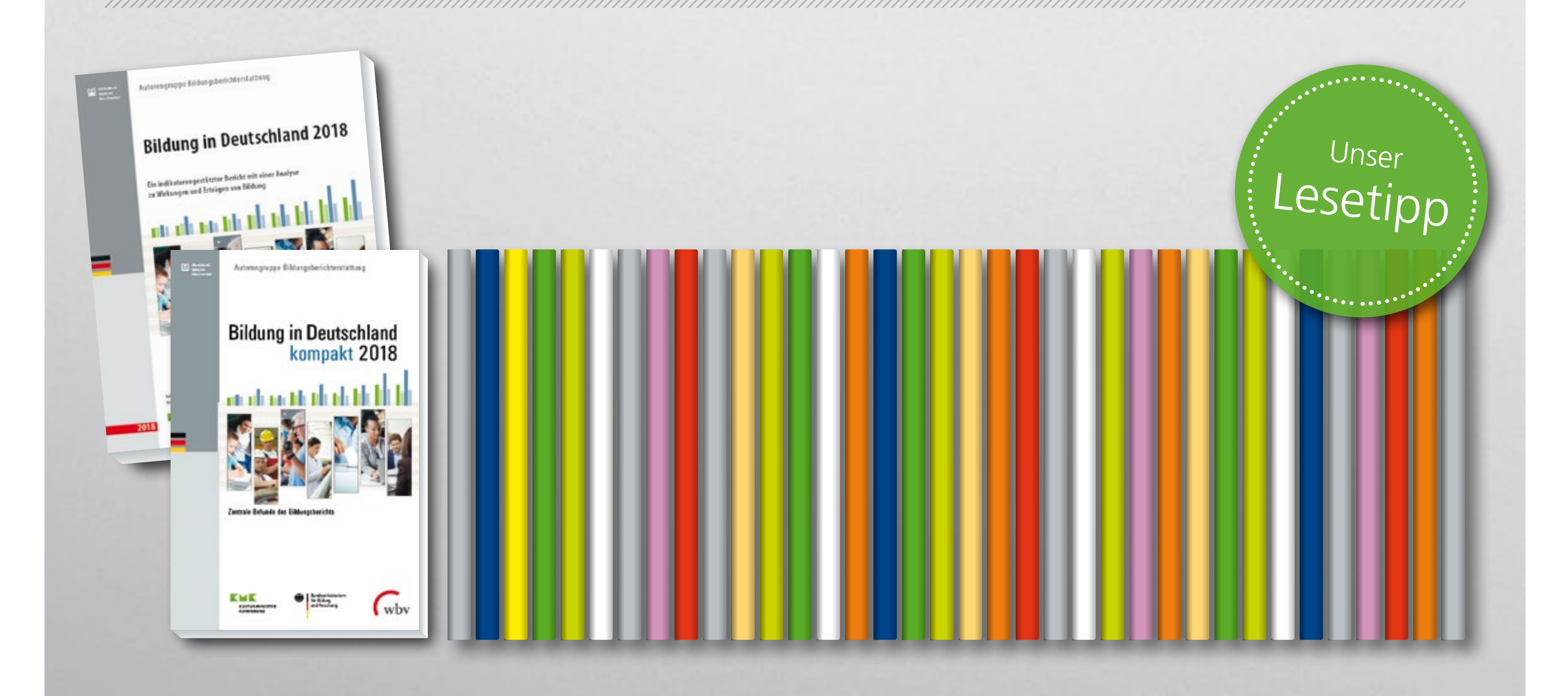
DJI Impulse können kostenlos bestellt und auf Wunsch auch abonniert werden: www.dji.de/impulse





Die Gegenwart erforschen, die Zukunft denken

Forschung über Kinder, Jugendliche und Familien an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft, Politik und Praxis



Autorengruppe Bildungsberichterstattung

Bildung in Deutschland 2018

Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Wirkungen und Erträgen von Bildung

Bielefeld: wbv Publikation 2018 | 377 Seiten
www.bildungsbericht.de

»Bildung in Deutschland 2018« ist ein indikatorengestützter Bericht, der das deutsche Bildungswesen als Ganzes abbildet und von der Frühen Bildung über die schulische, berufliche und hochschulische Bildung bis zur Weiterbildung im Erwachsenenalter reicht. Das Deutsche Jugendinstitut (DJI) hat das Kapitel zur Frühen Bildung, Betreuung und Erziehung verfasst. Gemeinsam mit fünf weiteren Institutionen hat das DJI für die verschiedenen Bildungsbereiche Daten aus den amtlichen Statistiken und sozialwissenschaftlichen Erhebungen analysiert. Der im Juli 2018 erschienene Bildungsbericht enthält auch ein Schwerpunktkapitel über »Wirkungen und Erträge«. Im Rahmen einer vertiefenden Analyse wird zudem die Situation von Menschen mit Migrationshintergrund im Bildungssystem dargelegt. Eine parallel zum Bildungsbericht erschienene 28-seitige Broschüre mit dem Titel »Bildung in Deutschland kompakt 2018« fasst anschaulich die zentralen Befunde zusammen, um anschließend bereichsübergreifende Trends darzustellen. Schließlich benennt die Autorengruppe zentrale Herausforderungen, die sich aus ihrer Sicht für Bildungspolitik, Bildungsadministration und Bildungspraxis ergeben.